



Weitersehen 2014

Jahrbuch des DBSV

Leben mit Sehverlust –
Krise und Chance

DBSV 
Deutscher Blinden- und
Sehbehindertenverband e.V.



Leben mit Sehverlust – KRISE UND CHANCE

Neugeborene erblicken im wahrsten Sinne des Wortes „das Licht der Welt“. Sie lernen, Farben und Bilder zu erkennen und sich in der Umwelt visuell zu orientieren. Was aber ist, wenn das Sehen nachlässt oder gar der Verlust droht? Ich weiß, was das bedeutet. Der über Jahre schleichende Sehverlust hat mich oft vor neue Herausforderungen gestellt und mir auch Grenzen gesetzt. Mit Zuversicht und Optimismus habe ich Hürden überwunden und einen Spruch aus der Kindheit zum Lebensmotto gemacht: „Leben ist Kampf, sieh zu, dass du Sieger bleibst!“ Rückhalt und Unterstützung geben mir meine Familie, Freunde und Kollegen. Durch den persönlichen Gedankenaustausch mit blinden Menschen fand ich Zugang zur Blindenselbsthilfe, erlernte die Blindenschrift und die Technik des Langstockes. Beides hat mir das Tor zu Informationen und Mobilität wieder weit geöffnet.

Das Jahrbuch 2014 widmet sich in persönlichen Beiträgen den vielen Chancen, die sich aus einer Krise eröffnen können. Menschen berichten vom Verlust des Sehens und dem Abschied von lieb gewonnenen Dingen. Karin Klasen schildert ihren

Umgang mit der Angst vor dem Erblinden. In anderen Beiträgen lesen wir von den Perspektiven, den vielen verschiedenen Möglichkeiten, sich aufzurichten und neue Wege zu gehen. Oder – wie Eckhard Seltmann – alte Wege neu zu beschreiten. Er hat nach der Erblindung die Liebe zum Zeichnen wieder entdeckt. Und Susanne Siems beschreibt aus ihrer Berufserfahrung, was Sehverlust für eine Bibliothekarin bedeutet. Wir lernen auch die 78-jährige Irma Fulte kennen, die seit 10 Jahren an AMD erkrankt ist und nach wie vor ihrer kämpferischen Lebenseinstellung folgt.

Ich wünsche Ihnen abwechslungsreiche Unterhaltung und vielleicht auch eine neue Sicht auf das Thema Sehverlust. Wenn Sie das Jahrbuch ausgelesen haben, dann geben Sie es bitte weiter! Denn je mehr Menschen sich informieren, desto einfacher lassen sich Veränderungen erreichen. Ganz sicher wird das Jahrbuch Ihr Bewusstsein für einen nächsten Kontakt mit sehbehinderten Menschen schärfen.



Ihre Renate Reymann
Präsidentin des DBSV

INHALT



Seite 4

Grüßwort von Prof. Frank G. Holz

Seite 6

Sehverlust und seine
möglichen Ursachen – Augen-
erkrankungen im Überblick

Seite 14

Offen mit der Erblindung umgehen!
Interview mit Gisela Hirschberger

Seite 20

Striche ins Nichts

Seite 26

Wie wahr ist Ihre Wahrnehmung?

Seite 32

Tastgewinn

Seite 36

Von der Jannowitzbrücke zur
Weidendammer Brücke

Seite 43

Dominik Lehnen: „Was mir eher
zu schaffen machte, war die Trauer
der anderen“

Seite 46

Schwarz — Weiß

Seite 48

Low Vision
Interview mit Sarah Smitkiewicz
und Karina Jendrischik

Seite 56

Trotzkopf mit Klarinette

Seite 60

„Jeder Mensch ist ein Instrument,
eine Stimme ...“
Interview mit Giora Feidmann

Seite 62

Irma Fulte: „Ich kann,
was ich muss, weil ich will“

Seite 66

Susanne Siems:
„Ich kann das nicht lesen ...“

Seite 70

See bad feel good

Seite 73

Weiterlesen!
Buchtipps der Redaktion

Seite 74

Mädchen mit rotem Barett

Seite 77

Der Geschmack von Blau

Seite 82

„Warum soll ein blinder Mensch
nicht reisen?“
Teil II des Interviews mit
Gisela Hirschberger

Seite 86

Mein größter Schatz

Seite 89

Impressum und Autorenverzeichnis

Seite 90

Adressen und Informationen

Liebe Leserinnen und Leser,

erst wenn die Augen nicht mehr so können, wie sie sollen, erkennen wir, wie wertvoll das Augenlicht ist. Das Schwerpunktthema des vorliegenden Jahrbuchs ist „Leben mit Sehverlust“ – eine Erfahrung, die aufgrund der demografischen Entwicklung immer mehr ältere Menschen betreffen wird. In einer alternden Gesellschaft wird es mehr Patienten mit altersabhängiger Makula-Degeneration (AMD), Grünem Star (Glaukom) und Gefäß-erkrankungen der Netzhaut geben. Auch können sich Erkrankungen wie Diabetes oder Bluthochdruck am Auge bemerkbar machen.

Erfreulicherweise gibt es aufgrund wissenschaftlicher Fortschritte mittlerweile viele wirksame Maßnahmen, um verschiedene Formen der Altersblindheit zu verhindern. Dabei spielen nicht nur neue Therapiemöglichkeiten eine wichtige Rolle, sondern auch Präventions- und Früherkennungsmaßnahmen. Für praktisch alle Augenerkrankungen, die zu einem schweren Sehverlust führen können, gilt, dass Therapien dann besonders gut greifen, wenn sie frühzeitig zum Einsatz kommen.

Dies setzt die Früherkennung voraus. Erkrankungen wie der Grüne Star oder die altersabhängige Makula-Degeneration können das Auge in Anfangsstadien bereits in Mitleidenschaft ziehen, ohne dass Symptome bemerkt werden. Hier kann der Augenarzt im Rahmen einer eingehenden Untersuchung und diagnostischer Verfahren schon früh Maßnahmen einleiten, um irreversible Schädigungen zu vermeiden.

Von zentraler Bedeutung ist hierbei die Aufklärung, wobei in Deutschland noch Defizite bestehen. Für die altersabhängige Makula-Degeneration wurde z. B. ermittelt, dass weniger als 20 Prozent der Bevölkerung hier etwas mit dem Begriff anfangen können. Dies ist in den USA oder Australien anders: Dort liegt die „Awareness“ bei über 80 Prozent, was auch deshalb so bedeutsam ist, weil das Wissen um Frühsymptome die rechtzeitige Therapieeinleitung befördern kann.

Gerade der DBSV leistet hier in vielerlei Hinsicht wertvolle und vorbildliche Arbeit. Er initiiert und unterstützt gezielte Aufklärungs-



kampagnen und beschäftigt sich intensiv mit der Überwindung von Barrieren beim Zugang zu Präventions- und Therapiemaßnahmen.

Solche Barrieren werden am Beispiel der AMD deutlich. Zwar zeigen aktuelle Untersuchungen eindrucksvoll, dass mit modernen Therapieverfahren das Auftreten von schwerer Sehbehinderung oder Blindheit im Sinne des Gesetzes signifikant reduziert werden konnte. Dennoch bieten Verfahren wie die wiederholte Eingabe von Medikamenten in das Augeninnere im Alter vielfältige Hürden und Herausforderungen. Wir sind hier gemeinsam mit der Selbsthilfe auch seitens der Deutschen Ophthalmologischen Gesellschaft (DOG), der Retinologischen Gesellschaft und des Berufsverbandes der Augenärzte Deutschland permanent um Verbesserung bemüht. Dabei ist die Zusammenarbeit von Medizin und Selbsthilfe in Deutschland auf dem Gebiet von Augenerkrankungen besonders erfolgreich. Diese Zusammenarbeit möchten wir gezielt zum Nutzen der Patientinnen und Patienten weiter ausbauen und intensivieren.

Ihr

Prof. Dr. Frank G. Holz
Direktor der
Universitäts-Augenklinik Bonn
und Präsidiumsmitglied der
Deutschen Ophthalmologischen
Gesellschaft (DOG)

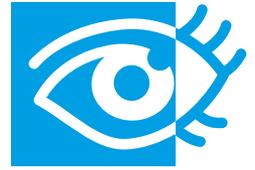
SEH- VER- LUST

und seine möglichen Ursachen –
Augenerkrankungen im Überblick

von **Sibylle Kölmel**

In manchen Fällen sind Augenpatienten durch Unfälle von Sehverlust betroffen, doch die mit Abstand häufigste Ursache für fortschreitenden Sehverlust im Laufe des Lebens sind Augenerkrankungen. Unser Überblick über die häufigsten Augenerkrankungen in Deutschland soll als erster Einstieg in das Thema und als Hintergrundinformation für die nachfolgenden Interviews und persönlichen Erfahrungsberichte dienen. Er ersetzt selbstverständlich nicht die fachliche Betreuung durch Ophthalmologen und Beratungsstellen.





Altersabhängige Makula-Degeneration (AMD)

Bei der altersabhängigen Makula-Degeneration (AMD) kommt es zum Verlust der zentralen Sehschärfe. Der lateinische Begriff „Makula“ bezeichnet den zentralen Bereich der Netzhaut, in deren Mitte die Fovea, die Stelle des schärfsten Sehens, liegt. Hier befindet sich die Mehrzahl der sogenannten Fotorezeptoren, der empfindlichsten Sinneszellen des Auges. Mit ihrer Hilfe kann der Mensch Farben und scharfe Bilder wahrnehmen. Die darunter liegenden Netzhautschichten sorgen für die Ernährung der Fotorezeptoren, aber auch für den Abtransport von Abbauprodukten des Stoffwechsels. Wenn dieser normale Stoffwechselprozess mit zunehmendem Alter gestört ist, kommt es zu Ablagerungen – die altersabhängige Makula-Degeneration kann eine Folge sein.

Die AMD ist die häufigste Ursache für eine schwere Sehbehinderung bei Menschen über 50 Jahren und in den Industriestaaten die Haupt-

ursache für eine Erblindung bei Menschen in diesem Alter. Weltweit sind 25 bis 30 Millionen Menschen erkrankt; circa 500.000 Neuerkrankungen kommen jährlich hinzu. In Deutschland leiden schätzungsweise 4,2 Millionen Menschen an einer Form der Makula-Degeneration.

Unterschieden werden:

Die trockene AMD (ungefähr 85 Prozent der Erkrankungen): Diese Form verläuft in der Regel langsam. Die ersten Anzeichen werden häufig beim Lesen bemerkt. Neben einer Unschärfe nehmen die Betroffenen mitten im Schriftbild verschwommene Flecken oder graue Schatten wahr. Diese können im weiteren Krankheitsverlauf größer werden.

Die feuchte AMD (ungefähr 15 Prozent der Erkrankungen): Sie schreitet meist schneller voran. Typisches Krankheitszeichen ist ein verbogenes oder verzerrtes Bild. Aus der trockenen Form





kann sich die feuchte AMD entwickeln.

Die altersabhängige Makula-Degeneration ist eine chronische Erkrankung, für die es keine Heilungsmöglichkeit gibt.

Bei der feuchten AMD kann jedoch mit einer konsequenten Behandlung im Idealfall eine langfristige Stabilisierung erreicht werden. Darum wird ab dem 55. Lebensjahr eine regelmäßige Untersuchung auf

altersabhängige Makula-Degeneration durch den Augenarzt empfohlen. Nehmen Betroffene einer trockenen AMD gerade Linien als gekrümmt wahr oder sehen sie verzerrte Bilder, so können das die ersten Anzeichen einer feuchten AMD sein – diese muss sofort medikamentös behandelt werden. Neue Therapieformen haben dazu geführt, dass das Erblindungsrisiko bei der feuchten AMD rückläufig ist. ■

Diabetische Netzhauterkrankungen

Die diabetische Netzhauterkrankung (Retinopathie) ist eine Erkrankung der Netzhaut, die in Folge der sogenannten Zuckerkrankheit, des Diabetes mellitus, auftritt. Dieser schädigt die Gefäßwände. Diabetische Netzhauterkrankungen entwickeln sich in der Regel sehr langsam und anfangs unbemerkt. Sie können bei schwerwiegenden Verläufen aber zur Erblindung führen, vor allem dann, wenn sie gar nicht oder erst sehr spät behandelt werden. Derzeitige Therapien können den weiteren Verlauf der Erkrankung nur verzögern, im besten Falle stoppen. Eine Heilung ist nicht möglich. Diabetesbedingte Netzhauterkrankungen sind in Europa und Nordamerika die häufigste Erblindungsursache bei Menschen im Alter zwischen 20 und 65 Jahren.

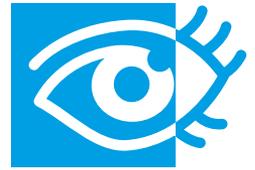
Unterschieden werden:

Die sogenannte **nicht proliferative Retinopathie** mit kleinen, herdförmig auftretenden Gefäßveränderungen, kleinen Blutungen in der Netzhaut sowie vermehrten Ablagerungen von Fettsubstanzen

Die **fortgeschrittene (proliferative) Retinopathie** mit der Bildung neuer Blutgefäße – diese wachsen in das Auge hinein und können die Ursache für schwere Blutungen des Augeninneren sein. Im schlimmsten Fall droht Erblindung. Zudem kann es durch das Einwachsen von Gefäßen und Bindegewebe in den Glaskörper zu einer Ablösung der Netzhaut kommen. Diese kann das Sehvermögen ebenfalls beeinträchtigen.

Wird durch den Diabetes die Makula geschädigt, spricht man von diabetischer Makulopathie. So kann es durch die Schädigung der Gefäße zu einer Ansammlung von Flüssigkeit in der Netzhautmitte kommen, dem diabetischen Makulaödem.

Die beste Vorbeugung besteht in einer optimalen Therapie des Diabetes mellitus durch Arzt und Patient. Der Blutdruck sowie die Blutzucker- und Blutfettwerte sollten regelmäßig kontrolliert werden. Wie bei anderen Augenkrankheiten gilt auch hier: Je früher die Netzhauterkrankung erkannt wird, desto besser sind die Erfolgsaussichten der Behandlung. Darum sollte regelmäßig eine augenärztliche Kontrolle erfolgen, und zwar einmal im Jahr, wenn noch keine Schäden an der Netzhaut bestehen, und alle drei bis sechs Monate, wenn bereits Anzeichen einer diabetischen Netzhauterkrankung erkennbar sind. Werden Veränderungen des Augenhintergrundes festgestellt, kann die Sehverschlechterung in vielen Fällen durch eine Laserbehandlung verlangsamt oder zum Stillstand gebracht werden. Bei der Lasertherapie wird die Bildung weiterer Gefäßveränderungen unterdrückt – hierbei treffen gezielte Lichtstrahlen auf die Netzhaut und verhindern, dass krankhafte Blutgefäße weiter wachsen. Beim diabetischen Makulaödem ist auch eine Spritzentherapie möglich. ■



Glaukom (Grüner Star)

Das Glaukom bezeichnet eine Gruppe von Augenerkrankungen, bei denen nach und nach die Fasern des Sehnervs zugrunde gehen. Das Gleichgewicht aus Augeninnendruck und Durchblutung im Auge gerät aus dem Lot, und der Sehnerv wird nicht mehr ausreichend versorgt.

Die häufigste Form des Glaukoms ist das sogenannte Offenwinkelglaukom, das sich schleichend und anfangs unbemerkt entwickelt. Erst im weiteren Verlauf, bei fortgeschrittener Schädigung des Sehnervs, kommt es zu Ausfällen im Gesichtsfeld. Seltener tritt das Engwinkelglaukom auf, das zum schmerzhaften Glaukomanfall führen kann und bei dem unbehandelt akute Erblindungsgefahr droht.

Das Glaukom ist weltweit eine der häufigsten Erblindungsursachen – in Deutschland leiden geschätzt 970.000 Menschen an diesem Krankheitsbild. An einem Glaukom kann prinzipiell jeder erkranken – ab dem 40. Lebensjahr jedoch erhöht sich das Risiko.

Weitere Risikofaktoren liegen vor, wenn:

- ein Glaukom schon einmal in der Familie aufgetreten ist

- eine höhere Kurzsichtigkeit als minus 5 Dioptrien vorliegt
- eine überdurchschnittlich dünne Hornhaut vorliegt
- ein niedriger oder ein stark schwankender Blutdruck vorliegt
- Betroffene unter erhöhtem Augeninnendruck leiden

Eine regelmäßige Vorsorgeuntersuchung beim Augenarzt sollte ab dem 40. Lebensjahr erfolgen. Wenn Glaukomerkrankungen in der Familie vorkommen, ist es angeraten, schon früher zu ärztlichen Kontrollen zu gehen. Denn: Die durch ein Glaukom verlorene Sehkraft lässt sich nicht wiederherstellen. Ein weiteres Fortschreiten der Krankheit kann jedoch in vielen Fällen durch Medikamenteneinnahme verhindert werden. Auch Operationen und Laserbehandlungen können diesen Effekt bewirken. ■

Katarakt (Grauer Star)

Der Graue Star ist eine Trübung der ursprünglich klaren Augenlinse – eine verminderte Sehleistung ist die Folge. Menschen, die am Grauen Star erkrankt sind, nehmen ihre Umgebung nur noch unscharf, matt oder verschleiert wahr. Die Farben verlieren an Leuchtkraft, und die Blendempfindlichkeit ist deutlich erhöht. Meistens ist



Netzhaut- ablösung

Bei der Netzhautablösung löst sich die lichtempfindliche Schicht der Netzhaut von ihrer ernährenden Schicht, der Aderhaut, ab. An der Stelle, an der sich die Schicht abhebt, werden die Sinneszellen nicht mehr mit Sauerstoff und Nährstoffen versorgt und sterben ab: Das Sehvermögen geht erheblich verloren – im schlimmsten Falle, bei Ausbleiben schneller Behandlung, führt die Netzhautablösung zur Erblindung. Deutschlandweit erleiden alljährlich etwa 8.000 Menschen eine Netzhautablösung.

Erste Anzeichen sind Lichtblitze am Rand des Gesichtsfeldes – diese treten auch bei geschlossenen Augen auf. Im weiteren Verlauf sehen die Betroffenen „Rußflocken“ oder „Schwärme“ von „schwarzen Mücken“. Die Betroffenen haben den Eindruck, dass ein „schwarzer Vorhang fällt“ oder eine „schwarze Wand aufsteigt“ – die Sehfähigkeit verschlechtert sich immer mehr. Bei Auftreten dieser Symptome muss sofort ein Augenarzt aufgesucht werden.

Die wichtigste Maßnahme ist die zeitige Laserbehandlung der Netzhautablösung. Wenn diese nicht hilft, ist auch eine Augenoperation möglich, um die Netzhaut anzulegen. ■

der Graue Star altersbedingt und tritt häufig erst weit nach dem 60. Lebensjahr auf.

Eine Operation, die meist ambulant erfolgt und bei der eine künstliche Linse eingesetzt wird, ist die einzige Möglichkeit, die Sehkraft wieder zu verbessern. Wenn keine anderen schwerwiegenden Augenerkrankungen vorliegen, erzielt man damit oft sehr gute Ergebnisse. ■



Retinopathia Pigmentosa

Bei der Retinopathia Pigmentosa (RP) handelt es sich um eine Gruppe von erblichen Erkrankungen der Netzhaut, die durch verschiedene Genveränderungen entstehen können und bei denen es durch schrittweises Absterben der Netz-

hautzellen zur Verringerung der Sehschärfe, zu Nachtblindheit und Ausfällen im äußeren Bereich des Gesichtsfeldes kommt. Die Fotorezeptoren im Zentrum der Makula bleiben zunächst erhalten. Der Sehrest wird dann als „Tunnelblick“ oder „Röhrengesichtsfeld“ bezeichnet: Sichtbar sind nur noch „frontale“ Gegenstände. Dadurch wird es immer schwieriger, sich zu orientieren. Die Retinopathia Pigmentosa führt nicht selten zur Erblindung.

In Deutschland leiden etwa 30.000 bis 40.000 Menschen an der Krankheit, weltweit rund 3 Millionen Menschen. Retinopathia Pigmentosa ist eine der häufigsten Ursachen für einen Sehverlust im mittleren Alter.

Die wichtigste Methode zur frühen Erkennung ist die Elektoretinografie, ein spezielles augenärztliches Verfahren, bei dem die Fähigkeit des Auges, Lichtreize in Nervenreize umzuwandeln, überprüft wird. Bislang gibt es allerdings keine Therapie, mit der ein Fortschreiten der RP gestoppt werden kann. Auch der Krankheit vorzubeugen ist nicht möglich. Derzeit wird an der Entwicklung von Retina-Prothesen gearbeitet, die die Sehfähigkeit teilweise wiederherstellen sollen. Ein erstes System ist auf dem Markt erhältlich. ■

Für die fachliche Unterstützung bedanken wir uns bei Angelika Ostrowski und Juliane Willuhn von Blickpunkt Auge des DBSV.

Blickpunkt Auge **Ein Angebot des DBSV e. V.**

Menschen, die von einer schwerwiegenden Augenerkrankung erfahren haben, stehen vor einer besonders schwierigen Lebenssituation. Oft suchen sie nach Informationen zu ihrer Augenerkrankung und zu Behandlungsmöglichkeiten, hoffen auf Heilung. Kommt es trotz des medizinischen Fortschritts zu einem spürbaren Sehverlust, ist nichts mehr wie vorher. Viele Betroffene können sich nicht vorstellen, wie es weitergehen soll, fürchten sich, ihre Selbstständigkeit zu verlieren und auf Hilfe angewiesen zu sein. Über Unterstützungsangebote, Möglichkeiten zum Ausgleich einer Sehbeeinträchtigung, rechtliche und finanzielle Leistungen wissen sie meist wenig.

Das Patientenangebot „Blickpunkt Auge“ informiert und berät Augenpatienten und ihre Angehörigen unabhängig und kostenfrei zu allen mit der Augenerkrankung verbundenen Themen, zum Beispiel:

- Grundlegende Fragen zu den häufigsten Augenerkrankungen
- Sehhilfen und andere Hilfsmittel
- Rechtliche und finanzielle Ansprüche
- Tipps und Tricks zur Alltagsbewältigung und Schulung in lebenspraktischen Fähigkeiten



- Unterricht zur sicheren Orientierung im Straßenverkehr
- Erhalt des Arbeitsplatzes oder berufliche Neuorientierung

Die Berater leben selbst mit einer Seheinschränkung oder sind mit den daraus resultierenden Problemen sehr vertraut. Ihnen muss man seine Situation nicht lange erklären. Man kann von ihrem Wissen und ihren Erfahrungen aus erster Hand profitieren.

Partner von Blickpunkt Auge sind Augenärzte, Augenkliniken, spezialisierte Augenoptiker, Hilfsmittelhersteller und -anbieter, weitere Fachkräfte rund ums Sehen, Sozial- und Wohlfahrtsverbände, andere Selbsthilfeorganisationen und Behörden.



Blickpunkt Auge
Rat und Hilfe bei Sehverlust



OFFEN

mit der Erblindung
umgehen!

Interview mit Gisela Hirschberger,
Mitglied im Landesvorstand des Blinden- und
Sehbehindertenverbandes Niedersachsen (BVN)
und Vorsitzende des Blindenvereins Oldenburg

von **Dr. Susanne
Niemuth-Engelmann**

Gisela Hirschberger kam 1949 mit angeborenem Glaukom zur Welt. Die Ärzte prophezeiten ihren Eltern, dass sie erblinden würde, doch nach insgesamt sieben Operationen im ersten Lebensjahr konnte ihre Sehfähigkeit erhalten werden. 1962 wurde sie auf dem rechten Auge am Grauen Star operiert, worauf erneut viele Jahre guten Sehens folgten. Erst 1975 begann mit der ersten Hornhautverpflanzung auf dem rechten Auge ein langer Weg allmählichen Sehverlustes. Weitere Stationen waren 1978 der Graue Star links, 1985 die zweite Hornhautverpflanzung rechts und 1986 eine Notoperation rechts wegen immens hohen Augendrucks. Diese OP, bei der mit dem Skalpell durch die neue Hornhaut geschnitten wurde, führte in Verbindung mit dem sehr hohen Augendruck von 60 mmHg – die Obergrenze des Normwertes liegt bei 21 mmHg – zunächst zur Erblindung auf dem rechten Auge.

Frau Hirschberger, 1997 haben Sie während einer Grönlandreise festgestellt, dass auch mit Ihrem linken Auge etwas nicht mehr in Ordnung war. Wie machte sich das bemerkbar?

Bei Treppen habe ich immer darauf geachtet, hinter anderen Passagieren zu gehen, damit ich sehe, aha, da geht der Fuß runter, also da muss eine Stufe sein. Und da ist mir klar geworden, da stimmt was nicht. Aber das hat mich nicht beunruhigt.

Was haben Sie daraufhin unternommen?

1997 noch nichts, weil es sich anfangs wieder regeneriert hat. Aber 1998 wurde es schlimmer, und dann bin ich ins Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf (UKE) gefahren, wo man eine vorbereitende Glaukom-OP mit Laser gemacht hat. Im Februar 1999 habe ich links die insgesamt dritte Hornhautverpflanzung bekommen. Das lief 

 erst gut an, aber dann spielte der Augendruck wieder verrückt, auch unter Einfluss von Kortison. Kortison muss bei Hornhautverpflanzung sein, damit sich keine Antikörper bilden und damit sich außerhalb der Nähte keine Gefäße bilden, mit Blut füllen und die Nähte bedrohen. Der Augendruck konnte bei mir aber nicht mehr unter Kontrolle gebracht werden.

Wie ging es dann weiter?

Im August 2000 habe ich mit meiner Augenärztin gesprochen, der Tochter von meinem früheren Chef – ich habe selbst beim Augenarzt gearbeitet. Ich rede mit ihr ganz offen und ehrlich. Eine Wahrheit, auch wenn sie noch so hart ist, liegt mir mehr als alle Heucheleien, damit kann ich gar nicht leben. Sie hat gemerkt, dass man mir nichts vormachen muss. Wir haben dann den Antrag auf Blindengeld (Bl) gestellt, und im November 2000 habe ich es bekommen. 50 Jahre, nachdem man meinen Eltern gesagt hat: „Ihr Kind wird erblinden“, war es dann also so weit.

Viele Menschen, die ihr Leben lang gut sehen konnten, stehen wie unter Schock, wenn sie im fortgeschrittenen Alter eine gravierende Augen-diagnose erhalten.

Wie war das bei Ihnen? Waren Sie aufgrund Ihrer Vorgeschichte innerlich gefasster?

Ja, vor allem weil ich während meiner Tätigkeit beim Augenarzt sehr viel mitbekommen habe: Was es bedeutet, wenn Menschen ihr Augenlicht verlieren, wie Menschen damit umgehen, wie Angehörige damit umgehen. Ich denke schon, dass ich mich von daher schneller darauf einstellen konnte, dass ich es vom Kopf her steuern konnte. Und dann kommt es natürlich darauf an, was man für eine Persönlichkeit ist: Ist man positiv eingestellt, oder ist man von Haus aus ein eher schwermütiger Typ.

Frau Hirschberger, Sie sind heute als Vorsitzende des Blindenvereins Oldenburg in der Beratung von Menschen tätig, denen Sehverlust droht. Welche Fragen werden besonders häufig gestellt und welche Probleme stehen im Vordergrund?

Die Beratung wird ja überwiegend von unserem Sozialarbeiter gemacht, der sehr viel Erfahrung hat. Ich bin allerdings häufig dabei und werde dann von den Betroffenen gefragt: „Frau Hirschberger, wie gehen Sie denn damit um? Wie schaffen Sie das?“ Und da geht es oft um ganz konkrete, praktische Alltagstipps.

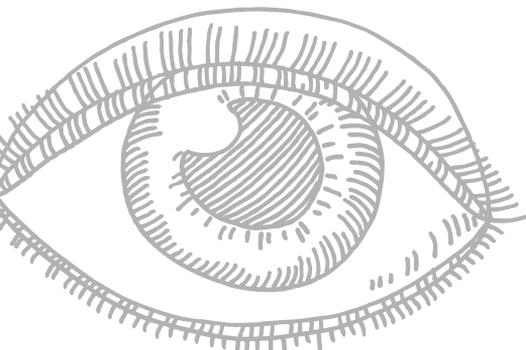




**Ich sage den Menschen:
„Verzweifeln Sie nicht!
Versuchen Sie einmal,
das zu machen,
was Sie noch können,
was Sie sich zutrauen.
Sei es, dass Sie Geschirr
abwaschen oder
die Betten machen,
also all die Dinge, bei
denen eigentlich nicht
viel passieren kann.**

Gehen Sie zum Briefkasten und holen Sie die Zeitung. Oder versuchen Sie, sich Ihr Brötchen selbst zu schmieren.“ Und den Angehörigen sage ich: „Lassen Sie es Ihre Frau, Ihren Mann selbst machen!“ Es geht natürlich alles langsamer, hektische Bewegungen sind bei Erblindung nicht mehr angesagt. Man muss Geduld haben.





→ Welche weiteren wichtigen Themen gibt es in Ihren Gesprächen?

Die Beratung geht natürlich auch dahin: Welche Anträge können bei der Krankenkasse gestellt werden, wo kann ich Orientierungs- und Mobilitätstraining (O&M) machen, wie bekomme ich einen DAISY-Player, all diese Hilfsmittel. Den „Papierkram“ erledigt unser Sozialarbeiter, z. B. schreibt er die Widersprüche, wenn ein Antrag aus unserer Sicht unbegründet abgelehnt wird. Er berät auch im Hinblick auf vergrößernde Sehhilfen. Oft sind die Leute vorher beim Optiker und stehen unter einem gewissen Entscheidungsdruck. Sie kaufen dann eine Lupe, mit der sie im Alltag nichts anfangen können. Es liegt nicht an den Optikern, die haben meist viel Geduld. Den Druck machen sich die Leute selbst, oder er kommt von den Angehörigen. Bei uns in der Geschäftsstelle können alle möglichen vergrößernden Sehhilfen in aller Ruhe ausgetestet werden – wir verkaufen sie ja nicht. Unser Sozialarbeiter schreibt

dann genau auf, welches Gerät das passendste ist, und die Betroffenen können es anschließend so bei ihrem Optiker bestellen.

Bestimmt können Sie viele Tipps besser geben als jeder Sozialarbeiter, weil Sie selbst die konkreten Erfahrungen gemacht haben.

Mit Sicherheit, aber unsere anderen Ehrenamtler in den Kreisgruppen beraten auch. Sie sind ja ebenfalls selbst betroffen und sehr einfühlsam, rufen die Leute auch mehrfach an und hören sich an, was sie sonst noch so umtreibt. Da kommt oft sehr viel zusammen; die drohende Erblindung ist dann nur noch der Gipfelpunkt der Schicksalsschläge. Wenn man bedenkt, wie alt die Leute oft sind, was sie im Leben schon alles durchgemacht haben, und jetzt kommt auch noch das! Wir sind in gewisser Weise „Schmalspurpsychologen“.

Kommen die Betroffenen häufiger allein zu Ihnen oder in Begleitung von Angehörigen? Welche Rolle spielen Partner und Familie in der Beratungssituation?

Im Allgemeinen kommen die betroffenen Personen mit einer Begleitperson. Die Angehörigen wollen helfen, wissen aber oft nicht mit der Situation umzugehen. Die betroffene Person kann leicht bevormundet werden.

Ich habe erlebt, dass eine Frau mit ihrer Schwiegermutter kam und sagte: „Unsere Oma kann nichts mehr sehen.“ Da habe ich gefragt: „Hat die Dame auch einen Namen? Und kann sie auch selbst sprechen?“ Das kann ich nicht leiden, wenn man mit mir über jemanden reden will, der daneben sitzt, das ist entwürdigend.

Manchmal schicken wir die Angehörigen zum Einkaufen, damit wir mit den Betroffenen allein sprechen können. Dann reden sie eher über ihre Probleme und Ängste. Familien können auch überfordert sein. Sie meinen es gut, machen aber genau das Falsche, und dann kommt es zu Irritationen und Aggressionen. Über vieles muss man auch erst einmal genau informieren. Ein Beispiel: Makula-Degeneration führt nicht grundsätzlich zur vollständigen Erblindung. Vielleicht sieht der Betroffene auf einem dunklen Teppich einen hellen Fussel, weil das Licht gerade entsprechend auf die Netzhaut fällt, kann aber nicht das Gesicht seines Gegenübers

erkennen. So etwas ist für die Angehörigen völlig verwirrend und muss erklärt werden.

Was ist der wichtigste Rat, den Sie Menschen geben, die zum ersten Mal in ihrem Leben mit einer schweren Augendiagnose konfrontiert werden?

Der wichtigste Rat ist: offen mit der Erblindung umgehen! Und offen sagen, wie es einem damit geht. Nicht verstecken, nicht denken: „Ich möchte den weißen Stock nicht nehmen, weil meine Nachbarn dann sehen, dass ich blind bin.“ Ganz ehrlich sagen: „Die Situation ist jetzt so für mich, ich stoße an meine Grenzen, ich brauche Hilfe.“ Denn jeder Blinde braucht irgendwann Hilfe.

Und was ist Ihr wichtigster Rat an Verwandte und Freunde von Betroffenen?

Ich sage den Leuten: Bietet eure Hilfe an! Wenn sie angenommen wird, ist es okay. Wenn sie nicht angenommen wird, dann beobachtet das einfach mal. Wenn es klappt, ist es gut, wenn es nicht klappt, sagt: Ich hatte dir meine Hilfe angeboten ... und versucht es wieder. ■

Lesen Sie ab Seite 82, was Gisela Hirschberger über ihre Reisen erzählt und wie sie zum Thema ‚Blindheit und Reisen‘ steht.



Striche ins Nichts

von **Eckhard Seltmann**

„Komm, hol sie doch einfach wieder hervor!“

„Warum sollte ich?“

„Weil sie dir früher so viel bedeutet haben.“

Wie oft hatte – es war Ende der Neunziger Jahre – meine damalige Lebensgefährtin versucht, mir Mut zu machen, wieder zu meinen Bleistiften zu greifen und mit ihnen strichelnd oder schraffierend übers Papier zu fahren.

„Das dürfte seinen Reiz bestimmt nicht verloren haben!“

„Ach, ich weiß nicht ...“

Mehr als zehn Jahre waren die nach Holz und Grafit duftenden Schachteln in meinem Arbeitszimmer ver-räumt gewesen und hatten sich dennoch mit ihrem unverwechselbaren Aroma beständig in Erinnerung gehalten. Eine schmerzliche Erinnerung, die mit so vielen anderen einherging, nachdem mir das Sehen infolge von Retinopathia Pigmentosa abhanden gekommen war. Als Blinder jemals wieder eine Zeichnung anfertigen? Völlig undenkbar!

„Ist doch einerlei, was dabei herauskommt.“

„Das sagt sich so leicht.“

Zeichnungen waren für mich stets an konkrete Ziele und Motive

gebunden, angelehnt an jene des Kritischen Realismus, der sich in den Siebziger Jahren etabliert hatte. Dabei stand die Auseinandersetzung mit der visuellen Wahrnehmung im Mittelpunkt: Was glaube ich zu sehen, und was sehe ich wirklich? Also bemühte ich mich, auf dem Papier die Illusion einer Fotografie – insbesondere eines Pressefotos – zu erzeugen, um den Wahrheitsgehalt des vermeintlich Dokumentierten zu hinterfragen.

„Du müsstest deiner Hand nur freien Lauf lassen.“

„Und dann?“

Keine Frage: Ich hatte Angst vor den Strichen ins Nichts, diesem Freihandgekritzeln ins bildnerisch Unüberschaubare, Unkontrollierte, Ungewisse. Was würde dabei denn schon herauskommen? Ein Krikelkrakel von Hellgrau über Anthrazit bis ins Tiefschwarze.

„Versuch's doch einfach noch mal – bitte!“

„Also gut.“

Mit Herzklopfen öffnete ich die Schachteln und begann zu zeichnen. Zaghafte Schraffuren entstanden. Schneller als gedacht stellte sich dabei die Vertrautheit mit dem Abrieb des Grafits auf dem leicht strukturierten Untergrund wieder ein. Der Kopf, der einst alles dominiert hatte, war plötzlich nicht



➔ mehr gefragt. Stattdessen kamen Gefühle zum Zuge, die sich ihren Weg aus dem Bauch heraus in die Finger bahnten und diesen die Absolution fürs Spontane, Willkürliche, Gestische erteilten.

„Hei, das sieht interessant aus!“

„**Findest du?**“

Die Kumpanei mit den Bleistiften war wiederhergestellt. Doch es blieb das Unbehagen, mich in der Leere des Blattes zu verlieren. Aus diesem Grund nahm ich Passepartouts unterschiedlichster Größen zu Hilfe, innerhalb derer ich meine Kompositionen platzierte. Die ehemals konkreten Bildbotschaften wichen fortan abstrakten Begriffen.

„**Welchen Titel sollen diese wilden Schwünge erhalten?**“

„**Leicht werden.**“

Ich hatte, was mir nicht vorstellbar gewesen war, mit meinem alten Handwerkszeug zu einer neuen Ausdrucksform gefunden, in der ich mich den Sehenden mitteilen konnte. Sie glich einer unterschwelligten Sprache, deren Sinnfälligkeit sich erst nach Abschluss des Zeichenprozesses einstellte. Kurze Zeit später erhielt sie eine weitere Bedeutungsebene.

„**Fühl mal!**“

„**Doch nicht etwa ... ?**“

Mitten im Variieren der Bleistiftminen stellte sich mir die nächste Herausforderung: eine wunderschöne, aufklappbare Holzkiste mit dem kompletten Faber-Castell-Buntstiftsortiment, dreilagig, in weit über einhundert Abstufungen. Als Späterblindeter waren mir Leuchtkraft und Wirkung der Farben sehr wohl noch präsent, und so gewannen meine Zeichnungen im gezielten Einsatz der Farbtöne eine zusätzliche, emotionale Dimension.

„**So bunt ist für dich eine Mozart-Symphonie?**“

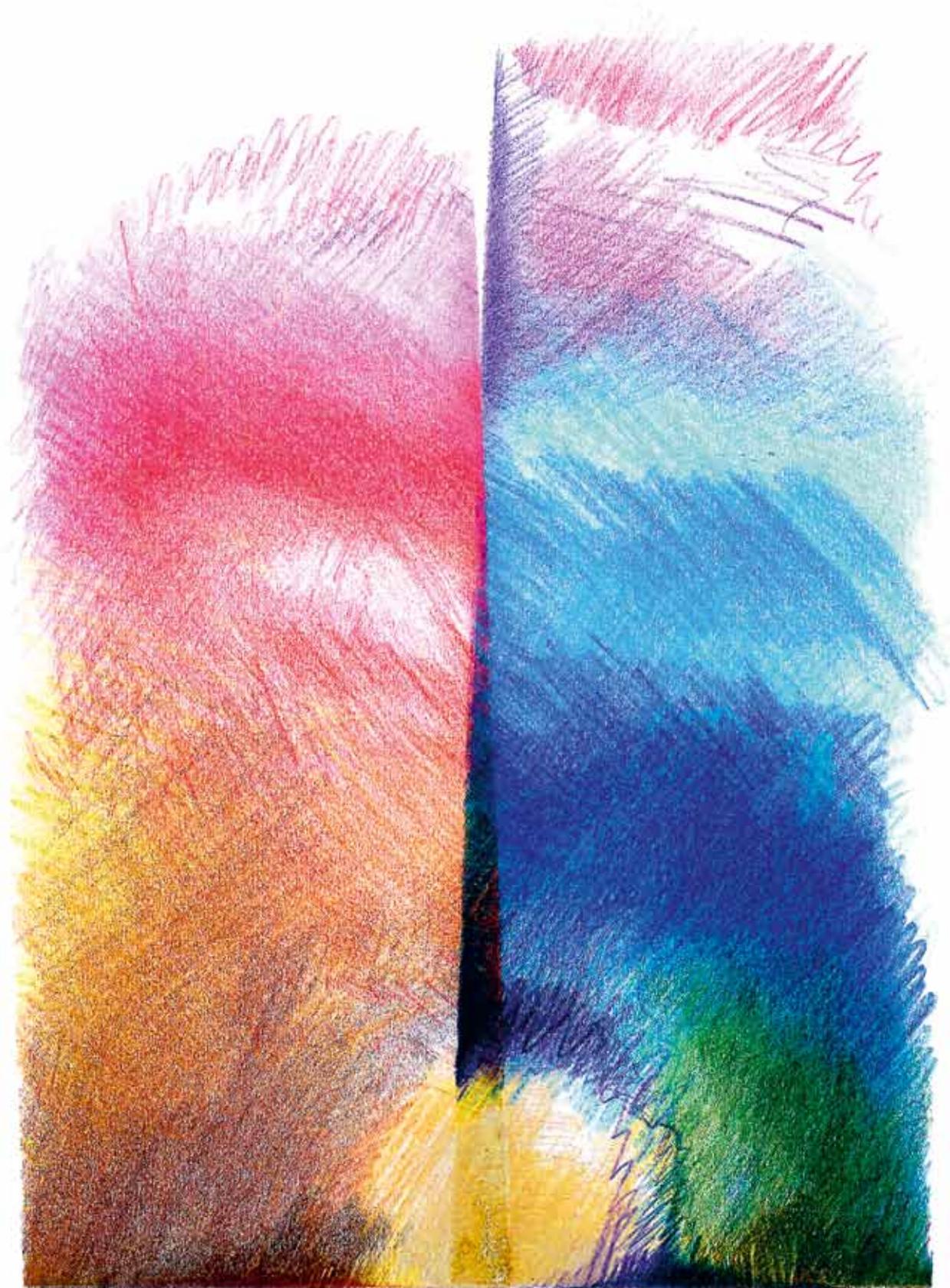
„**Na ja, allenfalls das Motiv eines Satzes.**“

Schließlich war da noch eine Zeichnung, die von zwei Linien erzählt, welche sich aus einem düsteren Richtungswirrwarr herauslösen und einander zugewandt ihren Weg ins Unbehelligte fortsetzen, bis sie nach und nach schwächer werden und sich in der vermeintlichen Ferne verlieren. Ich hatte dieser Zeichnung den Titel „gemeinsam“ gegeben und sie auf den Lebensalltag zweier Liebender bezogen. Natürlich mit eindeutigen Hintergedanken.

„**Und was machen wir mit dieser Zeichnung hier?**“

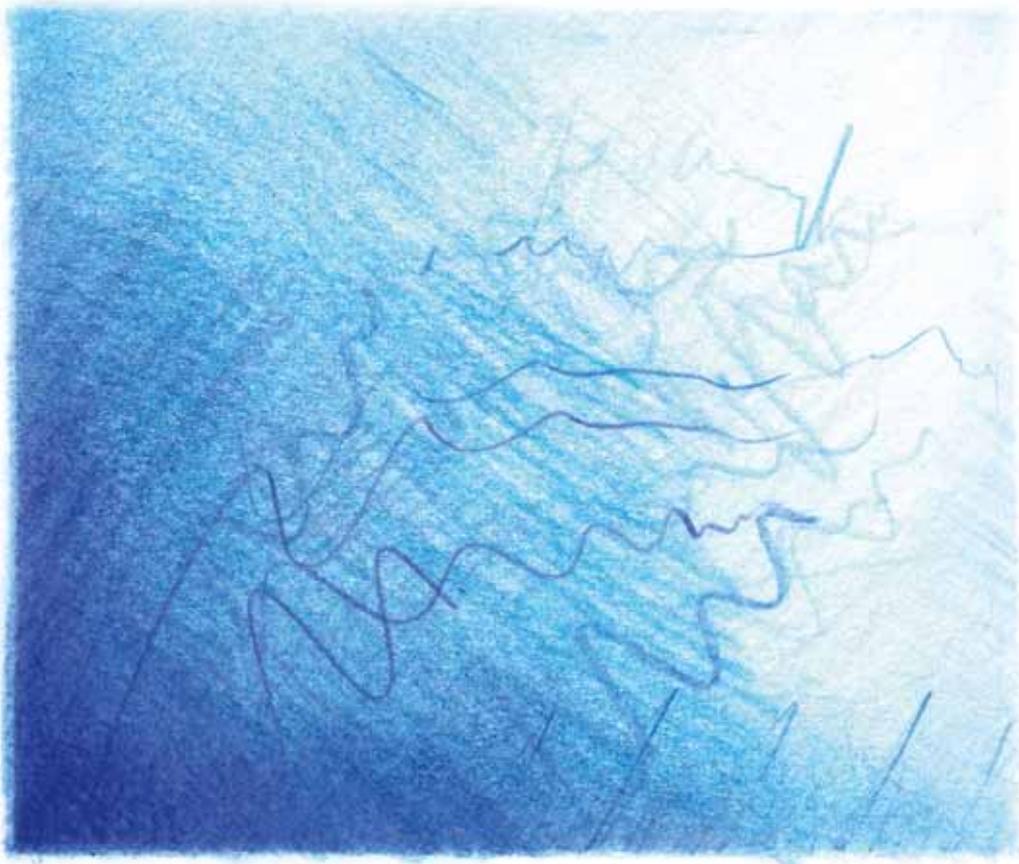
„**Sie vielleicht als unsere Heiratsanzeige verwenden?**“

„**Liebend gern!**“ ■



Zimmerling - evening

ju 5/13



Schweben

1/11 03/05



Eckhard Seltmann (geb. 1951) absolvierte das Grundstudium Industrie-Design in Pforzheim sowie ein Lehramtsstudium in Ludwigsburg und war von 1978 bis 1989 Lehrer für Deutsch und Bildende Kunst in Baden-Württemberg. Nach seiner Erblindung aufgrund von RP schied er aus dem Schuldienst aus. Er beschrieb den Verlust des Sehens in „Maulwurf oder Der Alleingang“ (Rowohlt, 1992). Von 1993 bis 1996 lebte

er im Rahmen eines Entwicklungshilfeprojekts mit seiner Familie in Kamerun, anschließend studierte er erneut und machte 2001 den Magister in Sprachwissenschaft und Psychologie. Bis 2008 war er Lehrbeauftragter an der PH Ludwigsburg. Er ist in zweiter Ehe verheiratet, Vater zweier Kinder und stolzer Großvater. Auf der „ART BLIND“ des Vereins Blinde und Kunst e. V. war Seltmann 2013 mit drei Zeichnungen vertreten.



Der Deutsche Blinden- und Sehbehindertenverband e. V. (DBSV)

Als Dachverband der Selbsthilfevereine des Blinden- und Sehbehindertenwesens bündelt und koordiniert der DBSV das bundesweite Handeln und Auftreten von 20 Landesvereinen. Die Landesvereine selbst vertreten die Interessen der blinden und sehbehinderten Menschen auf Länderebene.

Das Angebot der Selbsthilfevereine ist einzigartig, denn nur hier wird Betroffenen von Betroffenen geholfen. Patienten, die mit einer Augenerkrankung konfrontiert sind, treffen auf Menschen, die einmal in der gleichen Situation waren und deshalb ganz genau wissen, wie man sich nach einer solchen Diagnose fühlt.

Die Netzwerke der Selbsthilfe informieren zudem über medizinische Fragen und helfen in sozialen und rechtlichen Angelegenheiten. Zahlreiche spezialisierte Fachdienste und Einrichtungen unterstützen im Berufsleben, beraten über Hilfsmittel, verleihen Hörbücher, bieten Veranstaltungen, Erholungsreisen und Kurse zur Bewältigung des Alltags wie auch zur Verbesserung der Mobilität.

Das zentrale Angebot aber ist und bleibt der Austausch unter Betroffenen und damit das beste Mittel, um die Auswirkungen einer Augenerkrankung zu verarbeiten.

Wenn Sie dazu Fragen haben oder uns Anregungen geben möchten, sprechen Sie uns an!

 **01805 – 666 456**

0,14 €/Min. aus dem Festnetz, Mobilfunk max. 0,42 €/Min.



Wie wahr ist Ihre Wahrnehmung?

von **Jennifer Sonntag**

Wenn wir beurteilen wollen, ob etwas wirklich wahr ist, müssen wir uns zunächst fragen, was unsere ganz persönliche „Wirk“-lichkeit und „Wahr“-nehmung ausmacht. Realistisch sind beide „wahrlich“ nicht „wirklich“, denn wir rezipieren subjektiv, und unsere Umwelt objektiv bewerten können wir nicht, solange wir Menschen sind. Jeder von uns ist geprägt von eigenen Erfahrungen und Gefühlen, hat eigene Beweggründe, erlebt seine Welt eigen und verhält sich seinen Eigenheiten entsprechend. Wir sind Individuen und sehen alles, worauf wir treffen, aus unserem Blickwinkel.

Wahrnehmung und sozialer Umgang

Nun liegt es an uns, unseren Blickwinkel nicht zu ernst zu nehmen,

uns in andere Menschen einzufühlen, über den Tellerrand zu blicken. Schließlich sind wir soziale Wesen und auf den Umgang miteinander angewiesen. Da sozialer Umgang nicht bedeutet, einander sozial zu umgehen, müssen wir die Dinge, die wir bewerten, manchmal aus der Perspektive des anderen betrachten. Nur so können wir sein Verhalten und Erleben verstehen.

Wir müssen im Umgang miteinander immer wieder erkennen, dass keiner von uns mit seiner Sichtweise das Maß aller Dinge sein wird. Das Leben ist so vielfältig wie die Perspektiven, aus denen man es betrachtet, und dabei bedingen die unterschiedlichen Wahrnehmungen die Definition von Wirklichkeit. Zum Glück hat jeder von uns einen eigenen Kopf, und Gedanken sind bekanntlich frei. Auch wenn es hin



 und wieder schmerzlich ist, nicht jedem Zeitgenossen die vermeintliche „Wahrheit“ plausibel machen zu können, sollten wir doch akzeptieren, dass diese eben nur unsere Wahrheit ist.

Die Notwendigkeit gleicher Vorstellungen

Selbstverständlich gibt es Dinge, über die wir uns im Großen und Ganzen einig sind. Menschen sind darauf angewiesen, in Gruppen zusammen zu leben und haben von bestimmten Gesetzmäßigkeiten, die das Überleben sichern, ähnliche Vorstellungen. Es ist uns also ein menschliches Bedürfnis, Normen und Werte als Orientierungshilfe zu nutzen. Und mit bestimmten Signalen, Symbolen oder Gegenständen verknüpfen wir alle das Gleiche. Egal ob Schaufensterpuppe, Grünpflanze oder Kellerfenster, wir wissen, was wir davon zu halten haben, oder? Ist das „wirklich“ so?

Die Tücken unterschiedlicher Auffassungen

Bemühen wir die oben genannten Beispiele: Für einen sehbehinderten Menschen kann eine Schaufensterpuppe durchaus zu etwas ganz anderem werden als für einen normalsichtigen. So berichtete eine betroffene Dame davon, in einer Boutique einen angeregten Monolog mit einer Schaufensterpuppe begonnen zu haben, da sie sie

für eine Verkäuferin hielt. Für die Ratsuchende wirkte die Puppe also echt, und sie wählte ein ihrer Wirklichkeit angemessenes Verhalten der Puppe gegenüber, die ja für sie keine war. Auf die Verkäuferin wiederum wirkte die Dame vorerst wie eine „arme Irre“. Auch ihre Wirklichkeit entsprach nicht der Realität.

In der Wirklichkeit eines sehbehinderten Bewerbers wirkte die am Boden stehende, sich hoch in den Raum erstreckende Grünpflanze in einem Bürokomplex wie ein Kleiderständer. Er war bereits im Begriff, seinen Mantel in der Pflanze zu platzieren, als die Realität ihn einholte.

Und was das Kellerfenster betrifft ... Eine Gruppe Blinder wurde beim Verlassen einer Kneipe gebeten, doch diesmal die Tür zu benutzen. Die kleine Gesellschaft hatte beim Betreten des Kellerlokals den Einstieg durch ein Fenster gewählt und sich über die tiefe Stufe gewundert. Es war ein großzügiges Kellerfenster, was auf die Blinden wie eine zugegeben seltsame, wohl aber wie eine Tür wirkte. Realität verkannt!

Diese Beispiele zeigen, dass wir die Begriffe Wirklichkeit und Realität hier streng voneinander trennen sollten. Wenn etwas in Wirklichkeit geschehen ist, dann hat es auf jemanden ge“wirkt“. Und somit entspricht es dessen Wirklichkeit. Denn nur in der Wirklich-





 keit der Frau war die Puppe lebendig, in der Wirklichkeit des Mannes die Grünpflanze ein Kleiderständer, und für die blinde Partygesellschaft war das Kellerfenster in Wirklichkeit der Eingang. In der Realität leben Puppen nicht, sind Grünpflanzen keine Kleiderständer und Fenster keine Türen. Und in der Realität sind Sehbehinderte natürlich nicht von Sinnen!

Sehbehinderung und Wirklichkeit

Wer seine Sehbehinderung kennt, weiß sicher ähnliche Geschichten zu erzählen und kann, wenn der Schreck oder die peinliche Situation vorüber sind, über so manches Trugbild lachen. Wer an einem Tunnelblick leidet, kann in seine Wirklichkeit eben nur die Personen integrieren, die sich in seinem Fokus bewegen. Alle anderen hat er „wirklich“ nicht gesehen, auch wenn sie zum Greifen nahe waren. Selbst wenn diese Mitmenschen in der Realität nicht „wirklich“ fehlen, im Bewusstsein des Betroffenen waren sie nicht da. Und natürlich laufen die Leute nicht ohne Gesichter auf der Straße herum, auch wenn sie für eine Person mit zentralem Gesichtsfeldverlust keine Gesichter mehr haben. Diese Empfindung ist ganz wahrhaftig. Ein erblindeter Mensch fühlt sich vielleicht „wirklich“ unsichtbar, weil er sich im Spiegel nicht mehr erkennen kann, auch wenn ihm reell bewusst ist, dass er sich nicht in Luft aufgelöst haben wird.

Unsere Wirklichkeit „wirkt“ direkt auf unsere Gefühlswelt, im positiven wie im negativen Sinne.

Gerade durch eine Sehbehinderung oder Erblindung erleben wir einen Sinneswandel, eine Verschiebung in unserer Wahrnehmung.

Aber wir müssen das nicht als puren Verlust empfinden. Für unsere Wirklichkeit ist das sogar ein Gewinn, denn da wo blinde Flecken entstehen, ist auch immer Raum für Erkenntnis.

Unserer Wahrnehmung öffnen sich Türen, die früher verschlossen blieben. Wir entwickeln feinere Antennen, erlangen vielleicht sogar tiefere Eindrücke als zuvor, weil wir gewohnte Denkräume verlassen müssen. Das ist eine große Chance, wenn wir zu dem vordringen wollen, was uns wirklich ausmacht. Wir lernen, in uns hineinzuspüren und auf uns zu hören. Uns wird in dieser Auseinandersetzung sehr bewusst, dass wir Menschen uns und der Welt nicht allein als optische Phänomene begegnen. ■



Jennifer Sonntag wurde 1979 in Halle geboren und erkrankte in ihrer Kindheit an Retinopathia Pigmentosa (RP). Als junge Frau erblindete sie. Die Diplom-Sozialpädagogin ist am Berufsförderungswerk Halle in der Öffentlichkeits- und Rehabilitationsarbeit tätig. Als Schriftstellerin beschäftigt sie sich mit tabuisierten Themen wie dem Weiblichkeits- und Schönheitsempfinden blinder Frauen. Ihr aktuelles Hörbuch „Zigaretten danach“ ist eine Anthologie erotischer Geschichten mit 27 Beiträgen von 18 Autoren.

Informationen zu weiteren Büchern Jennifer Sonntags sowie zu ihrem Leben und ihren Projekten unter:
www.blindverstehen.de



Tastgewinn

von **Toni Schreiber**

Ich spüre den weichen Stoff unter meinen Fingern und darunter eine Schulter. Sie fühlt sich gut an, zart gerundet, beinahe zerbrechlich. Wenn ich mit meinen Fingern – ganz aus Versehen natürlich – etwas ausschwärmte, wären da wohl ein schlanker Hals, glatte Haut, die langen Haare. Ich halte aber still und folge unsicher. Ich kann nichts sehen und habe keinerlei Vorstellung von meiner Umgebung. Alles, was mir momentan geblieben ist, das ist die Schulter unter dem Stoff.

Meine Füße zögern, wollen nur widerstrebend vorwärts. Ich tapse, schlurfe, tripple, stolpere, obwohl keine Kante im Weg ist. Es geht



Vor mir ist ein Tisch, neben mir sitzt offenbar schon jemand. Flüchtig hatte meine Hand einen Jackenärmel gestreift. Ein Mann? Eine Frau?

Als Neuankömmling werde ich begrüßt; drei Stimmen – eine Frau und zwei Männer. Sie klingen, als wären sie in den besten Jahren, und prostern sich und bald auch mir zu. Die Frau sitzt neben mir.

Ich stelle mich vor und würde gern wissen, was die anderen drei von mir denken. Hören sie meine 85 Kilo und meine Halbglatze? Spüren sie, dass ich „Bürohände“ habe, die so aussehen, als würde ein Hammer für sie zu schwer sein? Was verrät meine Stimme von mir? Auf jeden Fall sicher meine momentane Unsicherheit ...

Die Tischdecke ist glatt, vor mir liegen Messer und Gabel, und weiter vorn steht, nein, stand ein Glas. Ich habe es umgestoßen. Aber es war ja noch leer – also nichts passiert. Die Kellnerin kommt an den Tisch. Sie heißt Andrea. Ihre Stimme und ihre Schulter kenne ich schon; sie hatte mir geholfen, meinen Platz zu finden. Nun fragt sie die Getränke ab. Ein Bier wird mir jetzt guttun, leider wird es nur in Flaschen angeboten, aber egal.

Als es serviert wird, bekomme ich sachdienliche Hinweise zu den Standorten von Glas und Flasche. Na, dann mal Prost!

um eine Ecke – dann geradeaus. Gemurmel umgibt mich und völlige Dunkelheit – nein: Finsternis, kompletter Sehverlust. Ich fühle mich hilflos und unfähig, auch nur einen Schritt allein zu machen.

Meine zweite Hand wird auf eine Stuhllehne gelegt – das ist wie eine Insel im unendlichen Meer ohne Ufer und völlig im Nebel. Ich setze mich ein wenig ungeschickt und fühle mich sicherer.





Ich finde das Glas, und das findet meinen Mund. Das Bier schmeckt. Meine Tischnachbarn sind schon beim Witzeerzählen: Ein gehörloser und ein blinder Mann wollen sich duellieren. „Ist er schon da?“, fragt der Blinde seinen Sekundanten. Auf der anderen Seite wird zur gleichen Zeit die Frage gestellt: „Hat er schon geschossen?“ Ha, ha, ha ...

Ich bin nicht sicher, ob ich über Blindenwitze lachen kann, aber mein Gegenüber meint, dass sich Nichtsehende oft am meisten über solche Witze amüsieren und sie gern weitererzählen. OK, wenn das so ist, steuere ich auch noch eine Geschichte bei: Beim Verlassen der Kneipe hat ein blinder Gast einen Bierkrug mitgehen lassen, was der Wirt bemerkte. „He, hier wird nicht geklaut!“, ruft er ihm erbost hinterher. Geistesgegenwärtig entschuldigt sich der Blinde, den Bierkrug in der Hand haltend: „Oh, pardon, das habe ich nicht gesehen.“

Und schon sind wir in der besten Unterhaltung. Ich schenke mir Bier nach, indem ich das Glas in die Hand nehme und mit einem Finger spüre, wie sich der Schaum nähert. Das geht ganz gut.

Jetzt wird das Essen serviert. Wir sollen raten, was das für eine Suppe ist. Die Meinungen gehen tüchtig auseinander, von Spargel bis Fisch. Wir vier am Tisch

schmecken alle etwas anderes, denn hier isst das Auge nicht mit. Andrea klärt uns auf: Eine Pilzsuppe – ich hatte den richtigen Riecher ...

Am Nebentisch wird es laut – scheinbar eine Reisegruppe. Einer ruft nach der Kellnerin, er sucht das stille Örtchen und wird in die richtige Richtung geleitet. Hier können alle nichts sehen und fühlen sich trotzdem oder gerade deshalb den anderen auf eigen-tümliche Weise näher. Hören auf Stimmen, sprechen unbefangen miteinander – ohne wissende Blicke und dominierenden Augenschein. Hände gehen auf Erkundungstour. Wie sonst selten kommen alle Sinne in Form; nur das Sehen hat Pause.

Jetzt wird der Hauptgang aufgetragen. Ich habe Schweinefilet mit Krokette und Rosenkohl bestellt. Andrea beschreibt die Lage der Speisen auf dem Teller wie auf einer Uhr: Fleisch zwischen 4 und 8 Uhr, Krokette zwischen 9 und 12 und Gemüse bei 1 bis 4.

Ich stochere mit der Gabel herum, bis mir eine Krokette auf die Hose rollt, kann sie gerade noch vor dem endgültigen Fall bewahren und stecke sie mir in den Mund; keiner hat es bemerkt. Nun nehme ich doch hin und wieder die Finger zu Hilfe, weil auch der Rosenkohl recht beweglich vor dem Aufspießen Reißaus nimmt.



Geschafft – der Teller ist leer, und ich bin satt, verweigere das Dessert.

Jetzt kann ich schon zwei Stunden nichts sehen. Nicht, dass ich mich daran gewöhnt hätte, aber meine anderen Sinne sind wach. Und meine Tischnachbarn sind mir auf irgendeine Weise vertrauter, als wenn ich sie sehen würde.

Wieder die Schulter unter meiner Hand. Ich folge Andrea nun entschieden lockerer als vorhin.

Plötzlich kann ich wieder etwas sehen. Es blendet. Leute um mich herum. Ach, das waren meine Tischnachbarn. Wir mustern uns nun doch etwas überrascht. Die drei sind doch ein paar Jährchen älter, als sie klangen, und ich, wie wirke ich auf die drei? Wir reden nicht darüber und wünschen uns noch einen schönen Tag – ohne Sehverlust und mit Tastgewinn und der wieder einmal bestätigten Erkenntnis, dass uns die Augen zwar viele Bilder übermitteln, aber manches auch verdecken. ■



Hinter dem Pseudonym Toni Schreiber verbirgt sich **Dr. Thomas Nicolai**, der 1950 im thüringischen Thalbürgel geboren wurde und seit früher Kindheit stark sehbehindert ist. 1973 schloss er in Leipzig das Studium der Kulturwissenschaften ab und promovierte 1983 an der Humboldt-Universität Berlin. Er war von 1978 bis 1990 beim Blinden- und Sehschwachen-Verband der DDR (BSV) und von 1991 bis 1998 beim DBSV als Referent für Öffentlichkeitsarbeit und Redakteur tätig. In dieser Funktion hat er auch mehrfach das Jahrbuch des DBSV geleitet. Sein Verein Tandem-Hilfen e. V. fördert das Tandemfahren und führt Hilfsprojekte für blinde Menschen in Osteuropa durch. Neben diesem Engagement organisiert Dr. Thomas Nicolai Benefizkonzerte und macht selbst Musik mit der Gruppe „Klangbande“ und dem „Duo unnivitho“. Er hat zwei Töchter und vier Enkelkinder.



Von der
**Jannowitz-
brücke** zur
Weidendammer
Brücke

von Dr. Hans-Jürgen Krug



Hier am Wasser entlang muss es einen Weg geben. Endlich ist die Zeit dafür gekommen, und wir wissen nicht, wie lange dieser Durchgang noch offen steht. Einige Male bin ich für den heutigen Tag Probe gelaufen, immer in der Erwartung, dass die latenten Bilder von einst doch wieder aufleben mögen – wie das allmählich erwachende Foto im Entwicklerbad unter dem dämmrig rot sickernden Licht einer Dunkelkammer.

Ich stehe mit meiner Gruppe unten am Ende der Hallentreppe im S-Bahnhof Jannowitzbrücke. Nahezu alle behaupten sich nur noch mit einem schwachen Sehrest, sind zu Teilen sogar blind, und einige haben wie ich noch eine starke Hörbehinderung obendrauf.

Ich verteile die mitgebrachten Funk-sprechempfänger an alle, die meinen Erzählungen in dem alles durchsetzenden Straßenlärm oder bei dem bald auseinandergezogenen Pulk kaum folgen könnten. Erleichtert kann ich unten an der Brücke nach den ersten Straßenklippen meine Zuhörer im Halbkreis versammeln. Ich fange an mit dem historischen Hintergrund von Bahnhof und Brücke und erzähle, welche erhellenden Stationen uns heute erwarten.

Wir genießen die Stille, in die wir beim Hinabsteigen von der Straße Schritt für Schritt eingetaucht sind. Der sonst nur wenig nachlassende, sich stets ätzend in unsere Hörgeräte

fressende Lärm der Autokolonnen geht nun gnädig über uns hinweg. Nur hin und wieder ertragen wir eine S-Bahn wie Gewitterdonner vom hohen Stadtbahnviadukt. Wir stehen halbhoch über einem kleinen Dampferhalt, der bis zum Sommer 1961 ganz regulär in Betrieb war. Erst 1990 konnte er wieder angelaufen werden. Die verwaiste Anlegestelle hier wirkte davor wie ein Blindfenster, wie auch die zugemauerten Eingänge zu den Geisterbahnhöfen der verstohlen von West nach West rollenden Untergrundbahnen. Ich bin verwundert, wie selbstverständlich heute wieder die Normalität Einzug gehalten hat, als hätte es nie diese Jahrzehnte des verwunschenen Stillstandes gegeben. Die langen bleiernen Jahre haben sich unmerklich zu einem kurzen Moment der Erinnerung zusammengezogen wie ein dünnes geologisches Sediment, das sich aus einst viel mächtigeren Schichten verdichtet hat.

Auf dem knappen dreiviertel Kilometer von hier bis zur Mühlendammbrücke kreuzen mehrere U-Bahntunnel die Spree. Wenn man gerade auf einem ihrer teppichgroßen Lüftungsroste zu stehen kommt, hört man etwa die durchrollende Bahn zwischen Klosterstraße und Märkischem Museum. Dazwischen liegt die Unterwasserfahrt. Auch bei den zugemauerten „Geisterstrecken“ im Zentrum hatte man immerhin die Lüftung freihalten müssen, und das wie aus einer versunkenen Zeit



Dröhnen war jedem Eingeweihten als Zeichen einer unabweisbaren Parallelwelt zugänglich. Vor der Mühlendamm Schleuse zweigt der Spreekanal ab, der noch bis nach der Kaiserzeit als durchgängige Schiffspassage gedient hatte.

Von dem sich allmählich nach rechts fortwölbenden Stadtbahnbogen ist das älteste Berliner Siedlungsgebiet umschlossen. Unter einem roten Ziegeldach erhebt sich die alte Berliner Münze, in der sich zu DDR-Zeiten das Kulturministerium befunden hatte. Ja, hier muss er gewesen sein, der Sitz des Ministers, den es als Amt im heutigen Deutschland gar nicht mehr gibt, jenes Mannes, der über Bücher und Filme zu richten hatte und über das Gehen oder Bleiben so manchen Künstlers.

Ja, das Dach der alten Münze soll rot und von der anderen Uferseite deutlich zu sehen sein. Ich aber sehe nichts, vor mir ist alles grau in wechselndem Schein, und ich muss zusehen, dass nicht auch noch in mir alles in einem einzigen grauen Mahlstrom verschwindet. Immerhin kann ich noch die versunkenen Bilder wie die Sichttafeln eines Bänkelsängers hervorholen und als Panorama um mich aufstellen. Hinterher, wenn die Promenade vorbei ist, werde ich mir einbilden, ich hätte alles deutlich mit eigenen Augen gesehen. Noch immer sind wir auf der Höhe der Großen Schleuse, die von Zeit zu Zeit noch

ein paar Lastkähne und Ausflugsdampfer abfertigt. Die Schleuse reguliert säuberlich einen Pegelunterschied von einem guten Meter, der erst knapp hinter der Mühlendammbrücke in einem hörbaren Wasserfall zum Leben erwacht. Wir stehen vor der Mühlendammbrücke. Die Uferpromenade wurde für uns gnädig unter der vierspurigen Straßenbrücke hindurchgefädelt, die nach einer Fahrzeugwelle spürbar zu schwingen anfängt. Wir machen, dass wir aus der schmalen Unterquerung hervorkommen. Unter uns wölben sich nun uralte Keller des alten Nikolai Viertels. Rechts von uns stehen die gut nachgebildeten Stilbauten des 1987 wiederauferstandenen Ensembles. Bis wenige Jahre vor dem Ende unserer DDR war hier noch alles Grünanlage, nur einzelne verirrte Mauerreste gab es noch, und das Portal der Nikolaikirche war seit dem Kriege zugemauert, als wartete es auf ein erlösendes Heiliges Jahr. Vom Ufer weg erhebt sich in die Propststraße hinein ein bronzener Zweikampf: Der Drachentöter Daniel bezwingt ein Ungeheuer, das sich unter ihm noch nicht ganz aufgegeben hat.

Lange Jahre nach dem Krieg stand er im Berliner Friedrichshain hinter dem Großen Bunkerberg. 1855 war die Plastik entstanden, es war ein Auftragswerk des preußischen Königs nach der Niederschlagung der 1848er Revolution an den Bildhauer August Kiss; und der fast



erlegte Drache sollte wohl die bezwungene Arbeiterklasse sein. Und wir hatten in der Schule gelernt, dass die Revolution damals gesiegt hätte. Nachts wird der kämpfende Reiter wie in einer Zirkusmanege von vielen Scheinwerfern angestrahlt, und er wirft stechend schwarze Schatten auf die historischen Häuserwände.

Die Rathausbrücke zur Linken geht flach und bescheiden über die Spree. Hinter dem Brückenrand ist die Uferpromenade nun recht tief abgesetzt. Das parkgroße Forum für Marx und Engels war rechts von der Spree gegenüber dem Palast angelegt worden. Wir gehen zu den beiden Klassikern hinauf, die sich überlebensgroß an einer bronzenen Bank ausruhen. Engels, der alte Militärhistoriker, steht aufrecht. Karl Marx sitzt neben ihm und wirkt müde. Vielleicht hat er schon etwas gehaut. Beide haben den Osten hinter sich und schauen in Richtung Westen. Der Palast in beider Blickrichtung ist nicht mehr da, und wie einst Kaiser Neros Domus Aurea bleibt er doch wie eine unbesieglige Inschrift stehen. Derzeit ist der frühere Marx-Engels-Platz nur noch ein raupiges Niemandsland, und da stellen unsere Denker ihre Augen besser weit in die Ferne.

Die Liebknechtbrücke vor dem Berliner Dom unterqueren wir unten am Wasser in einem gespenstisch hallenden Gewölbegang. Wärme hat der protestantische Koloss nie ausgestrahlt, eigentlich ist 

➔ er nur eine überbaute preußische Fürstengruft. Bald 30 Jahre standen sich Dom und Palast an ihren Schmalseiten nahe gegenüber. Die graukalte Seitenfront des Doms spiegelte sich einst großflächig in den grüngoldenen Scheiben des Palastes, und der unansehnliche Kalkstein erhielt dadurch einen Hauch von italienischem Flair. Umgekehrt bekam der sonst neutrale Glaskörper hierdurch eine historische Fassade vorgehängt, und im Gegenzug wiederum prangte auf dem Abbild des Doms das Staatswappen der DDR.

Auf der linken Spreeseite beginnt die Museumsinsel. Dem Dom folgen an der Wasserseite die Nationalgalerie und weiter dahinter als jüngster Bau das Pergamonmuseum. Die Schaufassaden der Museumsinsel waren auf die landseitigen Blicke ausgerichtet, nicht auf den Betrachter von der Spree. Man fühlt sich wie im Theater, wenn man von einem sehr schrägen Platz im Seitenrang halb hinter die Kulissen schaut, die mühsam ersonnene Illusion ist hin, aber der gebrochene Blick bietet neue Einsichten.

Inzwischen haben wir den Schnittpunkt erreicht, wo die S-Bahn die Spree überquert. Wie die Braue eines Ochsenauges hat der S-Bahn-Bogen bis hierher das alte Berlin überwölbt. Auf der Insel nach links zwingt sich die Bahn auf hohem Unterbau zwischen den Museumspalästen hindurch. Man kann von der Bahn





in die Ausstellungssäle hinein und auf die Besucher schauen. Der nahe Bahnhof Friedrichstraße war über 28 Jahre der geteilte Endbahnhof der beiden Stadtbahnhälften. Die Züge hatten zuweilen vor ihrer Einfahrt auf dem Stück der Inseldurchfahrt zu halten. Stillstand vor den Zeugnissen einer ewigen Geschichte und auch des letzten Krieges. In der schräg einfallenden Sonne war in den Fassadenplatten ein dichter Schwarm von Einschusslöchern und Splitterfurchen überscharf zu sehen.

Vom Ufergeländer hinter der Bahn sieht man das Bodemuseum als letzte Bastion der Spreeinsel. Zur Inselspitze vor dem Kuppelturm geht über Kupfergraben und Spree hinweg die zweiteilige Monbijoubücke. In den letzten Kriegstagen waren von der Wehrmacht sämtliche Spreebrücken vor der anrückenden Roten Armee gesprengt worden. Erst nach 1950 waren die Verbindungen über die Spree wieder leidlich geschlossen. Einige Provisorien hatten sogar noch die Wende überlebt.

Vor uns sind die Autos wieder deutlich zu hören. Mit der Weidendammer Brücke erwartet uns der Endpunkt der Uferwanderung. Zum Abschluss habe ich mir das schmiedeeiserne Brückengeländer vorgenommen. Genau über der Mitte der Spree prangt zu beiden Seiten weit überlebensgroß der wilhelminische Adler mit offenen Schwingen. Mit dem Wappenadler im Rücken mache ich für



➔ das Halbrund meiner aus-
harrenden Mannschaft noch
einmal den „Preußischen Ikarus“.
Wie einst der Dichter Wolf Biermann
breite ich meine Arme vor die guss-
eisernen Flügel. Die Reaktion bleibt
aus. Ich bin verwundert, dass kaum
jemand damit noch etwas anzu-
fangen weiß. Ja, natürlich, die Zeiten
haben sich längst geändert, kein
Stacheldraht schneidet sich mehr
unsagbar schön in unser Fleisch.
Die Boulevards, die an Heerlager
gleichen Grenzpunkten endeten,
sind heute gleichgültige Durch-
gangsstraßen. Wie vorhin frisst sich
der ätzende Straßenlärm wieder in
mein Ohr.

In wenigen Stunden wird die Däm-
merung einbrechen. Aber es muss
sie noch geben, die Lichter, die
dann aufblühen werden, „deren
Spiegelbild auf dem schwarzen
Wasser gerinnt“. Brigitte Reimanns
Franziska hat von hier ihren Ring ins
Wasser geworfen. Und in der Nähe
muss sie noch sein, die Brandmauer
des Hauses auf dem Hinterhof,
mit dem einzigen Fenster darin,
der Party hinter dem Vorhang und
der Musik von Thelonious Monk.
Weiter hinten, über einem Haustor-
schacht lag die altmodische, fremd-
artig kalte Pension, in der Franziska
die erste, unwirkliche Nacht mit ihrem
Geliebten verbrachte. Aber auch
sie hat sich dies sicher nur erträumt.
Die wirkliche Welt ist nichts.

Nur unsere Imaginationen bieten
das einzig lebbara Leben. ■



Dr. Hans-Jürgen Krug ist
einer der Gründer der Usher
Selbsthilfegruppe Berlin,
die seit 1998 besteht.

Das Usher-Syndrom, benannt
nach einem schottischen
Augenarzt, ist eine erblich
bedingte Kombination von
Retinopathia Pigmentosa (RP)
und bereits früh einsetzender
Innenohrschwerhörigkeit
oder Gehörlosigkeit von
Geburt an. Der Verein Leben
mit Usher-Syndrom e. V.
berät, unterstützt und be-
gleitet Usher-Betroffene und
deren Angehörige.

Im Rahmen der Berliner
Usher-Gruppe des Vereins
veranstaltet Dr. Krug seine
„Brückenwanderungen“
entlang der Spree. Für die
Teilnehmer, die meist noch
einen Sehrest haben, geht
es u. a. darum, sich markante
Stationen einzuprägen,
um später, mit zunehmender
Sehbehinderung, den Weg
erneut gehen zu können
und dann von den abgespei-
cherten inneren Bildern
zu profitieren.

Weitere Informationen unter
www.leben-mit-usher.de



„Was mir eher zu schaffen machte, war die Trauer der anderen“

Dominik Lehnen, in der Nähe von Aachen geboren, Gitarrenspieler und Gitarrensammler, Liederkomponist, Leser, kreativer Schreiber, Fahrradfahrer, Chatter. Der 24-Jährige ist hochgradig seh- und hörbeeinträchtigt. Als er drei Jahre alt ist, lässt sein Sehvermögen nach; seit seinem siebten Lebensjahr sterben die auf den Hörzellen sitzenden Härchen in seinen Ohrschnecken ab. Beidseitig mit Cochlea-Implantaten versorgt, ist es für ihn von Faktoren wie Stimmtiefe, Frequenz, Lautstärke, Tempo oder ausgelassenen Silben abhängig, was er noch verstehen kann. Dominik Lehnen lebt in einer WG im Berufsbildungswerk in Leipzig, wo er gerade eine Ausbildung zum Bürokaufmann abgeschlossen hat. Der junge Mann bereitet zurzeit seinen Umzug nach Essen vor. Hier möchte er am Berufskolleg für Hörgeschädigte sein Abitur machen, um später zu studieren.

Sibylle Kölmel war mit ihm im Gespräch.



→ Wie hast Du den Sehverlust erlebt, wie erlebst Du ihn noch immer, wie kommst Du damit klar oder eben auch manchmal nicht? Was machst Du dann?

Ich kann mich gar nicht erinnern, jemals gut gesehen zu haben. Es heißt zwar, dass der Sehverlust erst auftrat, als ich drei oder vier Jahre alt war, ich habe auch Fotos, auf denen ich als kleines Kind aus einer normalen Entfernung Bilderbücher betrachte, aber ich kann mich an keine Veränderung erinnern. Also bin ich praktisch damit aufgewachsen, ohne es anders zu kennen. Es hat mich nicht gestört. Das, was mir eher zu schaffen machte, war die Trauer meiner Eltern, die sie nicht vor mir verbergen konnten.

Ich hatte auch ansonsten als Kind keine Schwierigkeiten, was den Sehverlust angeht. Im Kindergarten spielte ich, wie alle anderen auch spielten. In der Schule war ich nicht der einzige mit dem Problem, da es eine Schule für Sehbehinderte war, und somit merkte ich auch dort keinen Nachteil. Ich war mir zwar darüber im Klaren, dass niemand in der Klasse so schlecht sehen konnte wie ich, aber das störte mich nicht. Ich bin immer mal wieder Leuten begegnet, die total mitleidig wurden, als sie von meiner Sehbeeinträchtigung erfuhren; ich hasste es. Ich hasse es noch immer. Mitleid für etwas, was mir kein Leid bereitet.

Alles änderte sich, als ich zu Beginn meines siebten Lebensjahres anfang, immer schlechter zu hören. Erst als ich aufgrund meines immer schlechter werdenden Hörens richtige kommunikative Probleme bekam, wurde mir bewusst, wie wichtig es ist, gut sehen zu können. Ich lernte viele Gehörlose und Hörgeschädigte kennen und beneidete sie. Sie können Gebärden sehen, und sie sehen auch gut genug, um von den Lippen ablesen zu können. Erst hier wurde ich psychisch immer schwächer, verlor mein Selbstbewusstsein, wurde von vielen nicht mehr akzeptiert. Es war meinen „Freunden“ zu anstrengend, immer alles mehrmals zu wiederholen.

Insbesondere bei Fußballspielen, bei denen ich Rufe nicht mehr hören konnte. Das „nervte“ und „störte“ beim Spiel. Irgendwann hatte ich niemanden mehr.

Wenn wir mit der Familie zu Weihnachten oder Ostern zusammen am Tisch sitzen und ich alle lachen sehe, mich aber niemand darüber aufklärt, worum es eigentlich geht, fühle ich mich besonders ausgeschlossen.

Als ich die Cochlea-Implantate bekam, baute sich wieder ein wenig meines Selbstbewusstseins auf. Ich treffe mich manchmal mit Freunden, aber meist bin ich immer noch eher für mich. Nur mit dem Unterschied zu damals, dass es mir nicht mehr wirklich was ausmacht.

Ich habe mich so sehr ans Alleinsein gewöhnt, dass es mich schon stört, wenn ich „zu oft“ Menschen um mich herum habe.

Welche Hilfsmittel nutzt Du?

Materielle Hilfsmittel:

Leselupen, Fernrohr (z. B. für Ampeln, Bahnsteiganzeigen), Fernsehlesegerät (Bücher lesen, Briefe schreiben, Hausaufgaben erledigen), Laptop mit Vergrößerungssoftware und Tafelkamera.

Immaterielle Hilfsmittel:

Ich überquere keine Ampeln, da ich sie nicht sehe (wenn es hell ist, im Dunkeln schon), stattdessen fahre ich mit dem Fahrrad die Straße etwas entlang, um sie „ampellos“ überqueren zu können. Gehe ich etwas essen, dann nur dort, wo ich mich auskenne, damit ich vollständig meinen Wunsch äußern kann, ohne dass Fragen kommen könnten, da ich nicht sehe, was es gibt, und auch nicht höre, was mir gesagt wird. Bei McDonald's oder Subway ist z. B. immer die letzte Frage: „Kommt noch was dazu?“ Somit sage ich, bevor mich das gefragt wird: „... und es kommt nichts mehr dazu.“ Menschen, die mir vertraut sind, erkenne ich eher am Geruch, da ich sie kaum sehen kann.

Welche Rolle spielen Freunde?

Freunde habe ich im Taubblinden-zentrum Hannover oder beim Chatten kennengelernt; das heißt,



dass ich sie eher selten sehe. Auf Menschen zugehen kann ich nicht gut. Ich habe Angst, ihre Reaktionen nicht zu verstehen, was höchst wahrscheinlich ist, und mit meiner „Nachfragerei“ zu stören. Also mache ich grundsätzlich eher einen Bogen um andere und bleibe meistens für mich allein. Und es gab eine Arbeitsassistentin, die ich sehr mochte und mag, wir haben sehr gut zusammengearbeitet.

Was hat Dir geholfen?

Was hilft Dir?

Mir half und hilft es, im Internet zu chatten. Der Chat half mir zum größten Teil, wieder Kontakte zu anderen Menschen aufzubauen. Es fing langsam an; zunächst brauchte ich ewig Zeit, ehe ich bereit war, mich mit jemandem zu treffen. Später kam es so weit, dass ich sogar Leute zu mir einlud. Mittlerweile existieren Freundeskreise, die ich allein durch den Chat kennengelernt habe. Wir unternehmen zusammen Dinge wie ins Kino gehen, schwimmen, zelten. Natürlich müssen wir – jedenfalls die meisten von uns – dafür ewig weit fahren, aber das ist uns egal. Wir freuen uns immer, uns wiederzusehen und haben eine Menge Spaß. Das hätte ich ohne den Chat nicht so hinbekommen, da bin ich mir ganz sicher. ■



Schwarz – Weiß

von **Friedemann Fuhrmann**

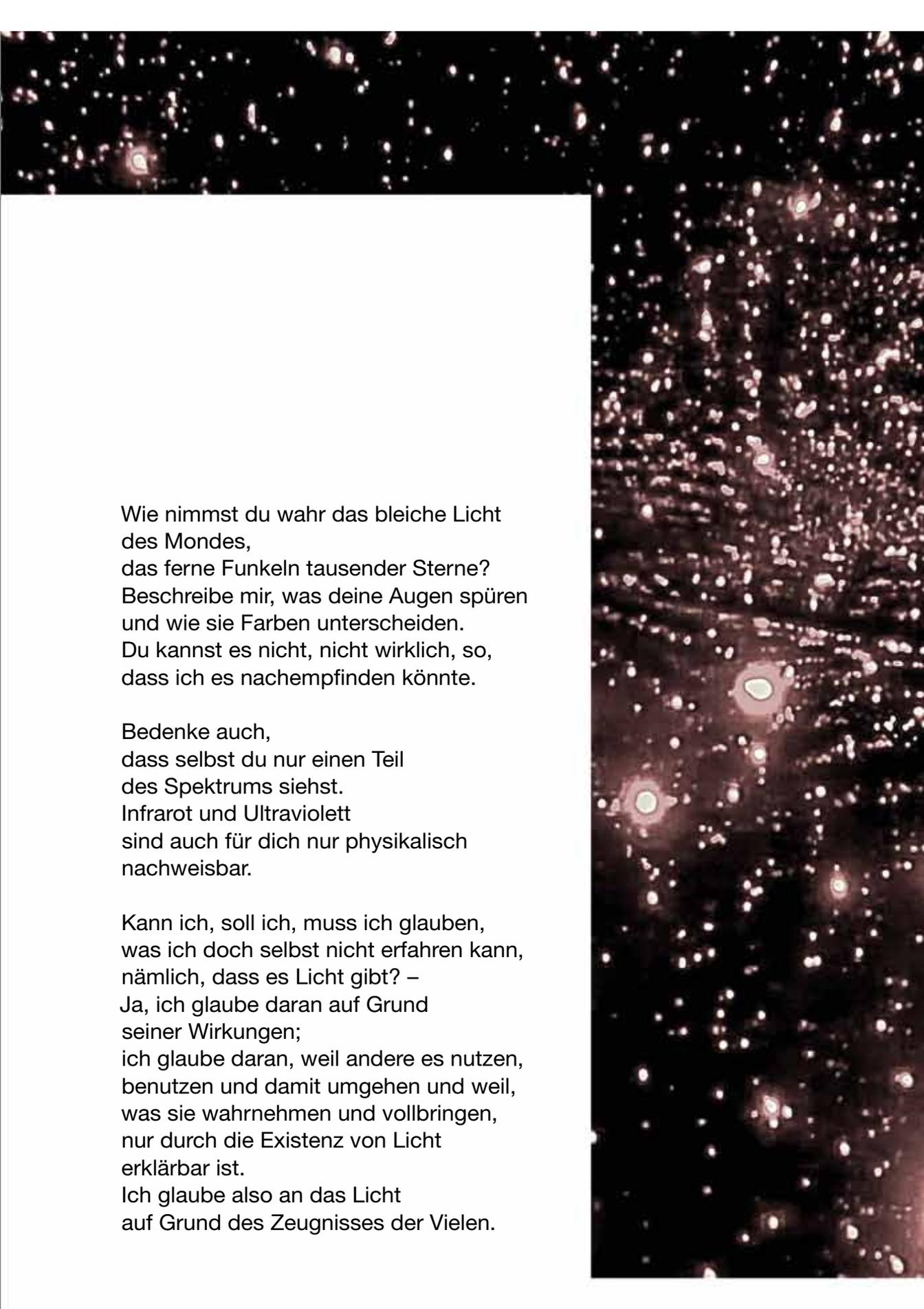
*Ein Textbeitrag zum Projekt
„Fünf Sinne sind Leben – schwarz und weiß“
des Kammertheaters „Kleiner Bühnenboden“
in Münster*

Schwarz und weiß –
Was ist das für ein Unterschied?
Ich schwarz es nicht; weißt du's?

Hell und dunkel –
was bedeuten diese Wörter?
Verdunkle sie nicht,
erhelle sie mir!

Erklär mir: Was ist Licht,
wenn es denn mehr ist als
ein physikalischer Vorgang,
für dich wahrnehmbar,
für mich aber nicht.

Ist es mehr als der Duft einer Kerze,
das Knistern eines Feuers im Kamin,
als das Brummen oder Sirren
einer Neonröhre,
oder die Wärme von Glühbirnen
oder Sonnenschein.

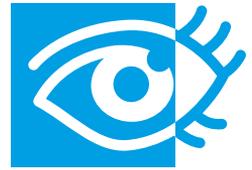
The image features a vertical strip of a starry night sky on the right side, with a white text box on the left. The sky is filled with numerous stars of varying brightness and colors, including white, yellow, and red. Some stars have prominent diffraction spikes. The text box contains three paragraphs of German text.

Wie nimmst du wahr das bleiche Licht
des Mondes,
das ferne Funkeln tausender Sterne?
Beschreibe mir, was deine Augen spüren
und wie sie Farben unterscheiden.
Du kannst es nicht, nicht wirklich, so,
dass ich es nachempfinden könnte.

Bedenke auch,
dass selbst du nur einen Teil
des Spektrums siehst.
Infrarot und Ultraviolett
sind auch für dich nur physikalisch
nachweisbar.

Kann ich, soll ich, muss ich glauben,
was ich doch selbst nicht erfahren kann,
nämlich, dass es Licht gibt? –
Ja, ich glaube daran auf Grund
seiner Wirkungen;
ich glaube daran, weil andere es nutzen,
benutzen und damit umgehen und weil,
was sie wahrnehmen und vollbringen,
nur durch die Existenz von Licht
erklärbar ist.
Ich glaube also an das Licht
auf Grund des Zeugnisses der Vielen.





Low Vision

Sehfunktionstraining und seine Möglichkeiten

Low Vision ist mit dem deutschen Wort Sehbehinderung gleichzusetzen, also einer Funktionseinschränkung des Auges. Sie wird dadurch definiert, dass sich Normalsichtigkeit weder mit medizinischer Korrektur noch mit refraktiver Korrektur wiederherstellen lässt. Als sehbehindert gilt in Deutschland, wessen Sehschärfe für die Ferne auf dem besseren Auge mit bestmöglicher refraktiver Korrektur durch Brille oder Kontaktlinse maximal drei Zehntel (0,3) beträgt. Weitere Sehbehinderungen sind neben mangelnder Sehschärfe z. B. der Verlust von Gesichtsfeld, Farbsehen und Kontrastsensibilität oder eine erhöhte Blendungsempfindlichkeit. Moderne Low Vision-Zentren unterstützen Betroffene durch Angebote wie Sehfunktionstraining und Erlernen des Umgangs mit Hilfsmitteln.

Sibylle Kölmel hat mit zwei Low Vision-Trainerinnen gesprochen.

Was genau versteht man unter Low Vision?

Sarah Smilkiewicz, Optometristin am SFZ Förderzentrum gGmbH in Chemnitz: Da mit dem Begriff „Sehbehinderung“ meist negative Gedanken assoziiert werden, sprechen wir in unserer Einrichtung lieber von „Sehfunktionstherapie“. Dieser Begriff umfasst alle Dienstleistungen und Lösungsangebote zur Erzielung bestmöglicher Sehens bei sehbehinderten Menschen.

Die Differenzierung zwischen Blindheit und Sehbehinderung und die gezielte Förderung sehbehinderter Menschen fanden seit Ende der 1960er Jahre stärkere Beachtung. So erkannte z. B. der Allgemeine Deutsche Blindenverband (ADBv) der DDR 1969 die



➔ Mitgliedschaft der Sehschwachen an. Ein weiterer großer Schritt nach vorn in der Förderung von sehbehinderten Menschen war dann 1999 die internationale Kampagne „Vision 2020“, die durch den Generaldirektor der Weltgesundheitsorganisation (WHO) in Genf ins Leben gerufen wurde. Ihr Ziel ist die weltweite Überwindung vermeidbarer Blindheit bis zum Jahre 2020. Außerdem soll das „Bewusstsein der Öffentlichkeit, der Medien und der Politik für die Bedeutung guten Sehens und Blindheit in Deutschland und in den Entwicklungsländern“ erhöht werden.

Die Möglichkeiten der Low Vision-Versorgung haben sich mit zunehmender Digitalisierung vervielfältigt. Durch die stetige Weiterentwicklung elektronischer Hilfsmittel und entsprechender Software ist u. a. die Nutzung von Computern sehr gut möglich. Dabei können auch „Mischtechniken“ angewendet werden, etwa, wenn Nutzer der Schwarzschrift oder der Brailleschrift zusätzlich die Sprachausgabe verwenden.

Karina Jendrischik, Diplom-Ingenieurin für Augenoptik am Berufsförderungswerk Halle/Saale gGmbH: In Deutschland gibt es inzwischen mehr als eine halbe Million Sehbehinderte und ca. 150.000 Blinde. Konkret geht es bei Low Vision um Menschen, die trotz Brille, Kontaktlinsen, dem Einsatz von Medikamenten

oder Augenchirurgie Probleme damit haben, alltägliche Aufgaben zu erledigen. Etwa das Lesen von E-Mails, den täglichen Einkauf oder einfach nur das Fernsehen. Kennzeichnend für diese visuellen Beeinträchtigungen ist, dass sie durch den Einsatz optischer, elektronischer oder ergonomischer Hilfsmittel, durch Veränderungen der Umwelt oder das Erlernen spezieller Techniken gemindert werden können. Ziel von Low Vision ist es, die Lebensqualität der betroffenen Personen nachhaltig zu verbessern.

Welche Techniken können eingesetzt werden? Und wie werden sie erlernt?

Jendrischik: Die Vielfalt der eingesetzten Techniken, um die visuelle Beeinträchtigung zu kompensieren, ist groß. Beispielsweise kann allein das Zehn-Finger-Tastschreiben dazu eingesetzt werden, am PC schreiben zu können, ohne auf die Tastatur schauen zu müssen. Ebenfalls erleichtert das Erlernen von Tastenkombinationen die Arbeit am PC. So wird der Einsatz des visuellen Instruments Maus auf ein Minimum reduziert. Weitere technische Hilfsmittel sind z. B. Kameralesegeräte. Der Umgang mit diesen Geräten muss gezielt trainiert werden und kann somit als weitere



Kompensationstechnik angesehen werden. Auch Sehfunktions-trainings werden durchgeführt, etwa als Training zum exzentrischen Lesen, wenn der Punkt des schärfsten Sehens ausfällt (Makula-Degeneration).

Smilkiewicz: Bei kortikalen Sehfunktionsstörungen, hervorgerufen z. B. nach einem Unfall oder einem Schlaganfall, können halbseitige Gesichtsfeldausfälle auftreten. In solchen Fällen ist ein Training der Blickzielbewegungen oder ein kognitives Konzentrations- und Aufmerksamkeitstraining sinnvoll. Auch ein Training von visuellen Tätigkeiten bzw. Fertigkeiten im jeweiligen Wirkungsbereich (zu Hause oder am Arbeitsplatz) mit oder ohne Hilfsmittel kann erfolgen.

Außerdem können Überschneidungen zu anderen Rehabilitationsbereichen stattfinden. Erwähnen möchte ich an dieser Stelle z. B. die Verwendung eines Monokulares, welches auch beim Training in Orientierung und Mobilität (O&M) zum Abscannen der Umgebung Einsatz findet. Im Bereich lebenspraktischer Fähigkeiten (LPF) kann ebenso eine Ausnutzung optimaler Beleuchtungs- und Kontrastverhältnisse erfolgen. In beiden Beispielen trainiert ein Reha-



➔ Rehabilitationsteams den Umgang mit Hilfsmitteln. Oft sind die Grenzen zu anderen Bereichen fließend, weshalb es immer eines gut zusammenarbeitenden, interdisziplinären Teams bedarf.

Wichtig ist, dass nach der Einweisung in das neue Hilfsmittel oder die neue Technik eine Nachsorge stattfindet. Somit ist gewährleistet, dass Probleme bei der Nutzung schnell beseitigt bzw. bei neu auftretenden Problemen weitere Hilfestellungen angeboten werden können.

Grundsätzlich gilt: Die Erfolgchancen sind umso höher, je früher mit dem Sehfunktionsstraining begonnen wird. Dies setzt voraus, dass eine Sehbeeinträchtigung rechtzeitig erkannt wird.

Welche optischen, ergonomischen und elektronischen Hilfsmittel kommen zum Einsatz?

Smitskiewicz: Überwiegend sind es vergrößernde Hilfsmittel, die auf jeden Fall immer individuell angepasst werden müssen. Für die Ferne gibt es verschiedene Fernrohrsysteme (Monokulare, Fernrohrbrillen), welche z. B. das Erkennen



von Beschilderungen oder Fernsehbildschirmen optimieren. Das Angebot der Hilfsmittel für den Nahbereich reicht von verstärkten Nahzusätzen über Lupenbrillen, Lupen in verschiedenster Ausführung, Fernrohrlupenbrillen bis hin zu elektronischen Lesegeräten als stationäre oder auch transportable Variante. Auch Computervergrößerungsprogramme mit oder ohne Sprachausgabe können hier genannt werden.

Als ergänzende Hilfsmittel dienen ergonomische Hilfen wie Lesepulte, Konzepthalter, spezielle Beleuchtung unter Beachtung der Lichtfarbe sowie Kantenfiltergläser.

Um eine optimale Ausnutzung der vorhandenen Sehfunktionen bei bestimmten Tätigkeiten zu erreichen, sollten Hilfsmittel, Einstellungen und adaptive Veränderungen immer aufeinander abgestimmt werden. Wichtig ist zu bedenken, dass es nicht „das eine Hilfsmittel“ zur Überbrückung aller Sehschwierigkeiten gibt, sondern es vielmehr unterschiedlicher Hilfsmittel oder ihrer Kombination für unterschiedliche Sehaufgaben bedarf.

Jendrischik: Für den Arbeitsalltag ist die Erprobung der Beleuchtung sehr wichtig, einerseits allgemein im Arbeitsraum und andererseits direkt am Arbeitsplatz. Hier spielen Beleuchtungsstärke, Lichtfarbe sowie die Dimmbarkeit und der Blendschutz eine wichtige Rolle.



Am Arbeitsplatz können auch u. a. höhenverstellbare Schreibtische, Tastaturschiebepulte oder ergonomische Bürodrehstühle und Mäuse Linderung schaffen. Dabei kann auch die Positionierung des Schreibtisches oder einzelner Utensilien entscheidend sein: etwa die Ausrichtung des Schreibtisches zur Fensterfront.

Schließlich sind auch Hilfsmittel aus dem Bereich lebenspraktischer Fähigkeiten mit einzubeziehen. Hierzu zählen z. B. Farberkennungsgeräte oder Einfüllhilfen.

Wie laufen Low Vision-Sitzungen ab?

Jendrischik: Im Anschluss an ein Anamnesegespräch und die Bedarfsanalyse erfolgt die Messung visueller Leistungsparameter wie Sehschärfe, Vergrößerungsbedarf und Kontrastsehvermögen. Auf Basis der Untersuchungsergebnisse folgt dann die Erprobung unterschiedlichster Hilfsmittel. Abschließend zu dieser Hilfs-





➔ mittlererprobung wird im Berufsförderungswerk Halle ein ausführlicher Bericht zu den Erprobungsergebnissen erstellt, der – je nach Fragestellung – an die entsprechenden Kostenträger oder an Augenärzte weitergeleitet wird.

Smitkiewicz: Ausgehend von einem augenärztlichen Befund durch den behandelnden Augenarzt wird in einer Sehfunktionsuntersuchung, ausgeführt durch einen Orthoptisten oder Optometristen, der individuelle Bedarf festgestellt. Im Unterschied zur augenärztlichen Untersuchung, die mehr auf das Ausmaß der Funktionsdefizite ausgerichtet ist, bezieht sich diese Untersuchung auf die Bereiche, die funktionsfähig sind. Hierbei wird besonders darauf geachtet, wie und in welchen Bereichen die vorhandenen Sehfunktionen auslösbar sind.

Durch eine ausführliche Befragung wird zunächst darauf eingegangen, wie der Betroffene seine Sehbeeinträchtigung empfindet und in welchen Bereichen Probleme bestehen. Die Sehfunktionsuntersuchung beinhaltet außerdem die Anamnese und eine Aufklärung über die vorhandene Augenkrankheit, deren Auswirkungen und Prognose. Bei der Sehfunktionsuntersuchung

werden sämtliche Sehfunktionen, z. B. Fixation, Nystagmus und Augenstellung beurteilt. Außerdem erfolgen die Überprüfung einer eventuell vorhandenen Fehlsichtigkeit sowie deren optimaler refraktiver Ausgleich. Es wird festgestellt, inwieweit die einzelnen Sehfunktionen ausgenutzt werden und ob es Möglichkeiten einer Optimierung gibt.

Besteht Vergrößerungsbedarf, wird die Akzeptanz von optischer Vergrößerung bestimmt. Abschließend wird besprochen, welche Möglichkeiten der Maximierung der vorhandenen Sehfähigkeit bestehen.

Anhand der gewonnenen Erkenntnisse erfolgt die Planung der Gesamtleistung, die je nach Bedarf eine Hilfsmittelanpassung, Training und bedarfsgerechte Begleitung, Untersuchungen und Anpassungen am Wohnort und Arbeitsplatz, ergonomische Adaptation und Wiederbeurteilung sowie Nachsorge umfassen kann.

In speziellen Fällen werden Trainingsmaßnahmen durch Rehabilitationslehrer für Orientierung und Mobilität (O&M) und lebenspraktische Fähigkeiten (LPF) sowie durch Sonderpädagogen für Sehbehinderung angeboten. Außerdem besteht durch Psychologen die Möglichkeit der psychologischen Beratung.

Was machen das SFZ Chemnitz und das BFW Halle in diesem Bereich?



Smitekiewicz: Das SFZ Chemnitz bietet einen umfassenden Service für Menschen, die von Sehbehinderung, Blindheit oder Mehrfachbehinderung betroffen sind.

Seit 1905 werden hier Menschen mit Seh- oder Mehrfachbehinderung erfolgreich ausgebildet und gefördert. Um unseren Auszubildenden und Rehabilitanden ein optimales Low Vision-Angebot direkt vor Ort anbieten zu können, entstand 2003 das SFZ Sehzentrum in Chemnitz. Seit 2004 bieten wir unseren „Service rund ums Sehen“ nicht nur für Teilnehmer einer Maßnahme, sondern für jeden Interessierten an.

Im Rahmen unserer Angebote leistet unser transdisziplinäres Team, bestehend aus Orthoptistinnen, Optometristinnen, einer Augenärztin, einem spezialisierten Augenoptiker sowie Rehabilitationslehrern, Psychologinnen, Sozialarbeiterinnen und Ergotherapeutinnen eine umfassende Unterstützung.

Jendrischik: Das BFW Halle ist eine Einrichtung zur beruflichen Rehabilitation sehbehinderter und blinder Menschen. Die Einrichtung führt verschiedene Assessment-Maßnahmen durch, um den Weg in die berufliche Rehabilitation

zu ermöglichen: Das reicht von Beratungen zur Beantragung der Leistungen zur Teilhabe am Arbeitsleben über die Eignungsabklärung / Arbeitserprobung und die berufsbezogene Sehhilfenerprobung bis zur funktionellen Belastungserprobung. Weiterhin gehören Trainingsmaßnahmen wie das Erlernen des Umgangs mit Bildschirmlesegeräten oder exzentrisches Lesetraining zu den Leistungen des BFW. Neben dem Hauptaufgabengebiet der beruflichen Rehabilitation bietet das BFW auch Sehhilfenerprobungen für Menschen an, die nicht mehr (Senioren) oder noch nicht (Kinder) im Berufsleben stehen. ■



SFZ Förderzentrum gGmbH
☎ 0371 / 33 44-0
zentrale@sfz-chemnitz.de
www.sfz-chemnitz.de

Berufsförderungswerk
Halle (Saale) gGmbH
Berufliches Bildungszentrum
für Blinde und Sehbehinderte
☎ 0345 / 13 34-0
info@bfw-halle.de
www.bfw-halle.de



Trotzkopf mit Klarinette

von **Dr. Susanne Niemuth-Engelmann**

Daniel Graumann war zwölf, als es sein rechtes Auge traf. Ein Schlag während eines Schwimmwettkampfs traf die Netzhaut, hinter die dabei Wasser gelangte. „Das hat mir damals wirklich den Boden unter den Füßen weggezogen“, erzählt der mittlerweile 27-Jährige. „Ich war dann ein Trotzkopf und bin zum Beispiel Fahrrad gefahren – entgegen dem ärztlichen Rat und bis eine Straßenlaterne im Weg stand.“ Das Licht des linken Auges verlor er schleichend. Ein Gendefekt sorgt dafür, dass er heute kaum noch hell und dunkel unterscheiden kann. Dennoch sagt Graumann: „Ich fühle mich ganz gut gerüstet für den Alltag“. Der humorvolle und äußerst kommunikative junge Mann arbeitet an seiner inneren Einstellung, um nach außen Stärke zu demonstrieren. Doch nicht immer spiegelt dieser äußere Eindruck sein Innenleben. „Ich weiß, dass ich es eigentlich akzeptieren sollte, dass ich blind bin. Allumfassende Souveränität habe ich aber noch nicht.“

Im letzten Jahr hat Daniel Graumann seinen Bachelor im Fach „Soziale Arbeit“ erworben. Bei den darauf

folgenden Bewerbungen machte er die traurige Erfahrung, dass viele Firmen sich zwar nach außen mit dem Thema Inklusion schmücken, sie aber nach innen überhaupt nicht umsetzen. Graumann, der bald einen Führhund bekommen und damit ein großes Stück Mobilität hinzugewinnen wird, hat sich davon aber nicht unterkriegen lassen und arbeitet seit dem 1. Juli 2013 in der Eingliederungshilfe beim Landkreis Osnabrück. Seinen persönlichen Weg beschreibt er so: „Ich möchte die Inklusion fördern und Brücken zwischen verschiedenen Personengruppen bauen.“

Brücken bauen zwischen Sehenden und Menschen mit Seheinschränkung – das gelingt ihm auch mit seinem liebsten Hobby, das er seit seinem elften Lebensjahr mit Begeisterung pflegt: der Musik. Die Gitarre war sein Erstinstrument, später kamen noch Bass und Klavier hinzu. Klarinette spielt er seit 2006: „Meine Frau spielt Oboe, und ich habe spaßeshalber einmal die Klarinette ausprobiert.“ Da war er schon blind. Den ersten Klarinetten-Tag verbrachte Graumann damit, dem Instrument Töne zu entlocken. Nur eine Woche später konnte er bereits die ersten Stücke auswendig spielen. Die Griffe hatte er sich allesamt selbst beigebracht – nur nach Gehör und innerhalb von drei Tagen. „Das war ein bisschen wie Memory“, lacht Graumann. Man hört einen Ton, drückt die Klappen und spielt ihn nach. 



→ Ein guter Klarinettenlehrer tat seinen Teil dazu. „Es war gar nicht so einfach, jemanden zu finden, der es sich zutraute, einen Blinden zu unterrichten.“ Der Lehrer hat teilweise die Noten auf Band gesprochen – etwa: viertel A gebunden –, die der Schüler dann spielen konnte. Darüber hinaus gibt es digitale Hilfsmittel, doch die findet Graumann nicht unproblematisch: „Ich gebe den Herstellern auch immer Feedback, dass da Fehler ausgebügelt werden müssten“.

Inzwischen unterrichtet Graumann selbst Klarinette und gibt Klezmer-Workshops. Klezmer ist seine große Leidenschaft, und sein Vorbild ist der Virtuose Giora Feidman, der ihn als Mensch und als Musiker beeindruckt. Anfang 2007 hörte er zum ersten Mal eine CD mit Klezmermusik. Ihm gefielen die Lieder der osteuropäischen Juden, ohne zu wissen, dass es Giora Feidman war, dem er lauschte – der Maestro des Klezmer schlechthin. Bereits ein halbes Jahr später fuhr er gemeinsam mit seiner Klarinettenlehrerin nach Düsseldorf zu einem Konzert des großen Musikers. Er saß in der ersten Reihe am Gang, und als Feidman an ihm vorbei auf die Bühne ging, spürte er, wie er sagt, „die ganz besondere Aura“ dieses Mannes. Weitere Konzert-

besuche folgten, und da Feidman nach seinen Auftritten grundsätzlich am Eingang steht, mit Fans spricht und CDs signiert, hatte Graumann schon bald Gelegenheit, ihn persönlich kennenzulernen. Dass er den gebürtigen Argentinier fließend auf Spanisch ansprach – Graumanns Großvater ist Spanier –, machte den Kontakt leicht und sorgte von Anfang an für eine vertrauensvolle, herzliche Atmosphäre. Im Januar 2013 kaufte Graumann dann nach einem Konzert in Melle ein Klarinettenmundstück von Giora Feidman. Nach dem Preis gefragt, sagte der Meister: „Gib mir einen Euro dafür“. Sein Bewunderer hatte nur 70 Cent in der Tasche, was ihm sehr unangenehm war, aber Feidman lachte: „Dann gib mir ‚nen halben Euro.“

Eine Journalistin des Meller Kreisblattes beobachtete die unbefangene, lustige Szene und fragte Graumann später, ob er nicht einmal gemeinsam mit seinem Vorbild spielen wolle. „Natürlich“, war dessen Antwort, „aber ich kann es ja nicht erzwingen“. Dabei war es schon lange sein größter Wunsch gewesen, „nur einmal einen einzigen Ton mit Giora Feidman zu spielen“. Der Gedanke ließ ihn nicht mehr los, und schließlich wagte er es, Feidmans Manager auf diesen Wunsch anzusprechen. Dass er dann allerdings so schnell in Erfüllung gehen sollte, hätte er selbst nicht für möglich gehalten: Nur wenige Tage nach dem Auftritt in Melle spielte



Feidman in Münster, und hier wollte er vor dem Konzert eine Einspielprobe mit Daniel Graumann machen.

„Der Manager hat gesagt, du kannst Feidman-Lieder spielen. Mach mal“, sagt Feidman ein paar Stunden vor Konzertbeginn zu dem jungen Mann. Und so spielt ein äußerst nervöser Adept vor den Ohren des Meisters „Shalom Chaverim“ und „Donna Donna“. Dessen Reaktion: „Ich geh jetzt nach Hause, du kannst weitermachen“. Doch es kommt noch besser: Während des eigentlichen Konzerts spricht Feidman über einen „jungen Gentleman, der gerne einmal mit mir spielen möchte“ und holt Graumann auf die Bühne. Gemeinsam begeistern sie das Publikum mit „Nigun Atik“, ein bewegendes Erlebnis für alle Beteiligten.

Wenn Graumann darüber spricht, lacht er: „Vielleicht sollte ich das so nicht sagen, schließlich habe ich auch vor einiger Zeit geheiratet, aber das war wirklich der schönste Moment für mich in den letzten Jahren.“ Seine Frau Clarissa, die ihn auf die Konzerte begleitet, macht selbst Musik – sie wird ihm verzeihen ... ■

Dieser Beitrag basiert auf einem Artikel von Klaus Härtel in der April-Ausgabe 2012 der Musikzeitschrift „Clarino“. Überarbeiteter und aktualisierter Nachdruck mit freundlicher Genehmigung des Verlages.



„Jeder Mensch ist ein Instrument, eine Stimme ...“

von **Susanne Siems**

Die ganz besondere Aura, die Daniel Graumann bei seiner Begegnung mit Giora Feidman beschreibt, wollten wir für die Leser dieses Jahrbuches einfangen. Nach einem Konzert in Leipzig Anfang Mai 2013 gab es Gelegenheit für ein kurzes Interview mit dem berühmten Klezmer-Musiker Feidman.

Woher kommt Ihre Liebe zur Musik, insbesondere zur Klarinette?

Musik ist eine natürliche Sprache. Das erste, was ich von meiner Mutter hörte, waren jiddische Lieder.

Jeder Mensch ist ein Instrument, eine Stimme. Die Klarinette ist das Mikrofon meiner Seele, das Medium, über das sich meine Seele Gehör verschafft.

Dann hat Ihre Seele ein lachendes und ein weinendes Auge. Melancholisch-nachdenklich mit dem notwendigen Humor, um Lebenskrisen zu meistern. Kann auch ein älterer Mensch, mit 60 oder 70 Jahren, noch ein Instrument erlernen?

Absolut, absolut! Das Alter spielt keine Rolle. Ich denke zurück an

meine Zeit in Israel. Ich hatte einen Schüler, der war 82 Jahre alt. Singen, Musik ist gesund, sie kann den Menschen helfen, einen neuen Weg zu finden.

Sie können seit Ihrer Kindheit Noten lesen und vom Blatt spielen. Kann man ein Instrument ohne Notenkenntnisse bis zur Meisterschaft spielen lernen?

Es ist egal, ob man Noten kennt oder nicht. Es gibt viele große Musiker, die nicht eine einzige Note lesen können. Es gibt ja auch Menschen, die sprechen, die hervorragend erzählen können, ohne jemals eine Zeile gelesen zu haben.

Vorhin im Konzert, als die wunderbare Stimme Ihres Instrumentes in der Kirche erklang, war ich an den heiter-melancholischen Ton der Musik Johann Sebastian Bachs erinnert. Gibt es für Sie Musik, die Sie besonders mögen?

Ich liebe Musik. Alles ist Musik. Wenn man den Namen eines Komponisten weglässt, er ist eigentlich nicht wichtig. Übrig bleibt Musik. Ich möchte es noch einmal sagen: Die Musik ist der Ausdruck der Seele des Menschen.

Recht herzlichen Dank, Herr Feidman, für das wunderbare Konzert und das Gespräch. ■



Giora Feidman wurde 1936 in Argentinien geboren. Sehr früh in seiner Kindheit lernte er Klarinette spielen. Mit 18 Jahren arbeitete er erstmalig als Berufsmusiker am berühmten Teatro Colón in Buenos Aires. Mit 21 Jahren ging Feidman nach Israel und wurde Mitglied im Israel Philharmonic Orchestra. Anfang der 70er Jahre verlässt er das Orchester und startet mit seiner musikalischen Botschaft die weltweite Renaissance der alten Klezmer-Tradition. Er ist heute einer der ganz Großen dieser Musikrichtung.

Schon als Kind war Giora Feidman von einem Augenzittern (Nystagmus) betroffen, das ihm das Notenlesen erschwerte. Heute trägt er eine Brille, die eine achtfache Vergrößerung erzeugt.

Seine Autobiografie „Du gehst, du sprichst, du singst, du tanzst“ (2011) wurde in der Blindenschrift-druckerei „Pauline von Mallinckrodt“ in Paderborn als Brailletitel (Kurzschrift) übertragen und liegt zur Ausleihe in der Schweizerischen Bibliothek für Blinde und Sehbehinderte bereit.

Erfahrungen von Irma Fulte, 78, die vor zehn Jahren an AMD erkrankte und seit über acht Jahren praktisch blind ist. Sie lebt alleine in ihrem Reihenhaushaus in einem Vorort von Münster und folgt unbeirrbar ihrer Lebenseinstellung. „*Ich kann, was ich muss, weil ich will*“ – das ist keine aus der Not geborene Mutmachdevise, sondern ein Lebensmotto von Irma Fulte. Es hat ihr geholfen, den Prozess ihrer Erblindung zu verarbeiten, und das unter schwierigsten Rahmenbedingungen.



© www.g335.de

„**Ich kann,**
was ich muss,
weil
ich will“

Aufgezeichnet von **Klaus Hahn**

Ich könnte mich in die Ecke setzen und sagen: „Das kann ich alles nicht mehr.“ Und dann ginge nichts mehr. Und so sage ich: „Ich kann, was ich muss.“ Und das klappt dann auch, weil ich es will. Das kam sicher auch durch die Krankheit meines Mannes. Er war 25 Jahre lang Krebspatient und hat sich auch nicht hängen lassen. Seine Devise war: „Ich will noch weitermachen, und wenn ich das will, dann kann ich das auch! Auf alle Fälle versuche ich es!“

Nur so rumhängen, das will ich auch nicht gegenüber meiner Familie. Die Enkel würden auf ihre Zimmer gehen, wenn die Oma kommt, die nur rumjammert. Jetzt sagt der Freund meiner Enkeltochter: „Da ist ja wieder deine coole Oma!“ Die Kinder, die Enkel und ein Urenkelkind, die wollen ja noch was von mir. Die freuen sich alle, wenn ich komme, und sie kümmern sich auch. Ich muss mich natürlich von manchem verabschieden, das muss auch ich einsehen. Ich habe so gerne Teddys genäht, das ist vorbei, ohne Sehen geht das nicht.

Meinen letzten Teddy habe ich fertig genäht, als ich schon nicht mehr gucken konnte. Das ist mein kleiner Behinderter, ein Arm ist zu kurz, ein Auge sitzt schief, den habe ich auch nicht verschenkt. Der hat seinen Platz auf meinem Sofa.

Was mir am schwersten fällt:
Ich sehe die Veränderungen bei

meinen Enkelkindern nicht mehr. Wie mein Urenkel aussieht, weiß ich überhaupt nicht, ich kann nur fühlen, dass er ein rundes Gesicht hat. Ich würde mir auch gern mal ein Album rausnehmen und Bilder begucken, vom Urlaub mit meinem Mann. Vor ein paar Jahren ging das noch mit Lupe, jetzt nicht mehr, da hilft eben das Wollen auch nicht.

Meine Kompensation für das, was nicht mehr geht, ist das Lesen: die elektronische Tageszeitung, die Hörbücher. Meine Tochter ist Buchhändlerin, und sie weiß, was ihre Mutter gerne liest, sie sucht mir immer etwas aus. Ich habe immer viel gelesen, die CD kann mir das Gefühl nicht ersetzen, ein Buch in die Hand zu nehmen. Aber ich kann mich trotzdem gut von meinen Büchern trennen, verschenke sie. Nur besondere Ausgaben, schöne Bände, welche, die signiert sind oder die mein Mann zu besonderen Geburtstagen geschenkt bekommen hat, gebe ich nicht weg. Die bleiben so lange hier wie ich auch.

Auf unsere Lebensplanung hatte meine AMD eigentlich keine Auswirkung. Ich war 68, als sie festgestellt wurde, aber mein Mann war krankheitsbedingt schon seit vielen Jahren verrentet. Was wir unternehmen haben, richtete sich immer nach dem, was mein Mann noch konnte. Wegen der AMD habe ich mir anfangs überhaupt keine Sorgen gemacht, sie war ja auch nur auf einem Auge, und ich





konnte mit Lupe noch alles lesen. Auch als ich eines Tages meinem Mann die Losung nicht mehr vorlesen konnte, was ich täglich gemacht hatte, wurde ich noch nicht stutzig. Selbst als ich von draußen ins Haus kam und der gewohnte Blick vom Flur durch die Glastür bis in den Garten durch eine schwarze Wand verstellt war, die mein Mann nicht sah, machte ich mir keine Sorgen und probierte übers Wochenende, was ich mit dem einen oder dem anderen Auge sehen konnte. Die Operation bin ich dann ganz zuversichtlich angegangen, sie blieb aber erfolglos.

Dann ging es meinem Mann sehr schlecht, es war klar, dass er bald stirbt. Kurz nach seinem Tod sollte die Nachoperation erfolgen. Ich war schon hier in Münster in der Uniklinik aufgenommen, hatte das Zimmer bezogen, mit der Narkoseärztin gesprochen. Da stellte der Professor – er sollte mich gar nicht operieren – im letzten Moment fest, dass die Erstoperation in Marburg war. Und obwohl ich für die Erstoperation von der Uniklinik Münster nach Marburg geschickt worden war und obwohl die Marburger geschrieben hatten, die Nachbehandlung könne am Wohnort erfolgen, hat er die OP abgesagt und mich wieder geschickt. Ich bin heulend wieder nach Hause gefahren. Leider konnte dann das Silikon auch in Marburg nicht aus dem Auge entfernt

werden, weil die Netzhaut nicht fest sitzt. Zum Glück habe ich nur kleinere Beschwerden deshalb, meine Ärztin hat mir aber schon angedeutet, dass das Auge vielleicht ganz entfernt werden muss, wenn sie schlimmer werden. Aber das will ich nicht. Ich stelle mir vor, dass ich mit dem Auge noch in den Himmel komme.

Das fiel beides zusammen, die völlige Erblindung des rechten Auges und die Phase, wo es mit meinem Mann dann doch recht schnell auf das Ende zuing. Ich stand plötzlich alleine da, vorher konnte ich ihn ja immer noch rufen, wenn es etwas zum Nachschauen gab. Zeitweise dachte ich: „Das schaffst du nie!“ Aber dann kam das wieder: „Ich kann, was ich muss, weil ich will!“ Es musste, und ich wollte. Für das Mobilitätstraining stand ich auf der Warteliste. Als mein Mann dann in die Klinik kam und noch mal eine große OP hatte, rief die Trainerin an, ob ich einspringen könnte, weil jemand abgesagt hätte. Das habe ich gerne gemacht, auch, um mich von den Sorgen um meinen Mann abzulenken. Dadurch habe ich es geschafft, ihn in der Klinik und später im Hospiz eigenständig zu besuchen.

Das Schlimmste ist – auch heute nach acht Jahren manchmal noch –, nach Hause zu kommen, und es ist keiner da. Niemand fragt einen was, ich kann keinem erzählen, was ich erlebt habe.

Nein, immer nur gut drauf bin ich auch nicht. Aber wenn ich immer nur jammern würde, würden mich die Leute nicht mehr leiden mögen, würden vielleicht die Straßenseite wechseln nach dem Motto: Die sieht mich ja eh nicht. So kommen sie auf mich zu, jeder spricht mich an, und wir sind freundlich zueinander.

Beim AMD-Treff fragen mich die Leute immer wieder, wie ich das denn mache, alleine einzukaufen usw. Ich sage dann: „Ich habe doch meinen Mund, um zu fragen.“ Ich bekomme so viel Hilfe, die Menschen sind so freundlich und hilfsbereit. Ich steige doch nicht in den falschen Bus, bloß weil ich die Nummer nicht lesen kann. Manchmal nehme ich auch jemand vom AMD-Treff mit zur Bushaltestelle. Ich nehme so wenig Hilfe in Anspruch wie möglich, auch von meinen Kindern. Für das Haus und den Garten habe ich natürlich Hilfe; das können wir uns ja leisten, dafür haben wir unser Blindengeld.

Und ich bin viel unterwegs, gehe jeden Tag mindestens eine Stunde raus, pflege alle meine Kontakte von früher weiter. Nur abends im Dunkeln bin ich total aufgeschmissen; ich nutze ja noch meinen winzigen Sehrest zum Orientieren, und das geht im Dunkeln nicht mehr. Aber da muss ich ja auch nicht unbedingt raus, ist ja auch gefährlich für eine ältere Dame ... oder ich kümmere mich um Begleitung.

Die meisten Leute meinen, ich müsste in ein tiefes Loch gefallen sein, als ich die Diagnose bekam. Bin ich nicht, es ging ja nach und nach, und ich habe die Verschlechterung für mich im vorhinein nie in Betracht gezogen. Mein verbliebenes Sehen auf dem linken Auge wird ja auch immer weniger. Wenn ich da auch eine Blutung bekomme, ist es aus, dann bin ich vollblind. Dann wüsste ich auch nicht, wie es weitergeht. Aber darum mache ich mir noch keine Sorgen, es ist ja noch nicht so weit. Noch sehe ich auf ein paar Meter Konturen. Ich kann auch noch alleine verreisen. Zuletzt war ich im Harz. Da musste ich einen ziemlichen Umweg fahren, weil es an den kleineren Bahnhöfen keinen Service gibt und ich dann nicht weiß, wie ich umsteigen soll. Dieses Jahr geht es wieder nach Borkum, das klappt alles prima mit Zug und Schiff, und auf der Insel komme ich zurecht, da waren mein Mann und ich oft genug.





„Ich kann das
nicht lesen ..“

Die Welt einer
sehbehinderten Bibliothekarin

von **Susanne Siems**

„Ein Buch muss die Axt sein für das gefrorene Meer in uns.“ Franz Kafka

Ich liege wach im Dunkeln. Nachts. Ich knipse die Nachttischlampe an, greife zum Buch, das daneben liegt, und will die Gedankenspinnen durch Lesen vertreiben. Nach zwei Minuten knipse ich das Licht aus und liege wieder im Dunkeln. Ich habe keine Angst vor der Dunkelheit, keine Angst vor der Nacht. Aber ich habe Angst vor dem, was da langsam auf mich zugekrochen kommt – vor dem „Nicht-Mehr-Lesen-Können“!

Gibt es das? Einen blinden Bücherwurm? Soll ich aufstehen, an den PC gehen, bei Wikipedia nachsehen? Oder einen lieben Freund, er ist Biologe und ein Nachtmensch, jetzt nach zwei Uhr morgens anrufen?

Ich kann nicht schlafen! Ich habe geschlafen, gestern abend. Nach einem anstrengenden Tag war ich zeitig im Bett. Den ganzen Tag hatte ich mich aufs Lesen gefreut, den Tagesausklang mit einem meiner Lieblingsbücher, so, wie ich es seit vielen Jahren gewohnt bin. Doch über den ersten Zeilen bin ich sehr schnell eingeschlafen. Um

jetzt wieder wach zu liegen. Die Gedanken kommen angekrochen, sie wachsen in der Dunkelheit langsam zu Sorgen, zu Trauer und Selbstmitleid. Sie flüstern mir ihre Worte ins Ohr und sind dabei lauter als manch wirklicher Schrei. Was ist das für ein Leben, mein Leben jetzt? Wie kann ich es aushalten ohne das Liebste, was mich seit meiner Kindheit begleitet hat, meine Bücher? Kann ich je wieder glücklich sein? Ich bin müde, verstört, ratlos und tieftraurig.

Ich habe es so satt, dieses Immer-Weniger-Sehen-Können, dieses ständige Suchen nach Brillen und Lupen mit noch mehr Vergrößerung. Ich hasse es, zu sagen: „Ich kann das nicht mehr lesen, erkennen, sehen, entziffern, buchstabieren, ich kann nicht mehr dieses und jenes tun“. Es tut meiner Seele weh, den langsamen Verlust der Farben zu erleben. Gelb wird zum nichts-sagenden Weiß, ein schönes Nachtkerzenblau kommt als düsteres Schwarz daher. Weiße Schrift auf orangefarbenem Hintergrund! Steht da etwa ein Text? Schwarze Buchstaben auf ästhetischem Bordeauxrot – wie kleine Schlangen kriechen sie über das Papier. Was sie bedeuten? Für mich wird es das Geheimnis des Autors bleiben. In den guten, starken und optimistischen Momenten in meinem Leben kann ich so etwas mit einem Schulterzucken abtun. Was für mich nicht lesbar ist, muss ich nicht wissen. Sonst hätte der



➔ Autor dafür gesorgt, dass es jeder lesen kann. Wenn es wirklich wichtig ist, werde ich es auf anderem Weg erfahren. In den Momenten aber, in denen ich klein, verletzlich und deprimiert bin, könnte ich so einen Text jedem, der ihn mir gibt, um die Ohren hauen.

In meiner Wohnung stehen 2.000 Bücher gut sortiert in Regalen. Viele, zu wenige davon, habe ich gelesen, manche immer wieder. Ich liebe meinen Bücherberuf, ich liebe die Bücher. Das Papier, die Buchstaben, schwarze Zeichen auf weißem Grund. Das Blättern der Seiten. Das Zuklappen der Buchdeckel. Wie sehen die Zeichen aus, wie fühlt sich das Papier an? Wie schwer ist das Buch? Wenn ich in diesem Buch lese, tausendmal habe ich die Titelseite aufgeschlagen, das Buch in die Hand genommen, ein Lesezeichen eingelegt. Habe mich in die Welt zwischen den Buchdeckeln vertieft, auch die Gedanken wandern lassen, das Buch im Schoß, aber fest in den Händen haltend. Einen Tag, an dem ich kein Buch in der Hand halte, nicht darin blättere, lese, gibt es bisher nicht in meinem Leben. Meist liegen drei, vier, fünf Bücher auf meinem Nachttisch, für jede Stimmung ein anderes. Und noch eins für die Tasche unterwegs am Tag. Der Gang in die Buchhandlung – ein vertrauter Ort, jedes Buch hat seinen Platz, nichts ist für mich dort verwirrend. Wie andere ihren Baumarkt lieben, mag ich meine Buchhandlung um die Ecke. Und

die großen Bücherhallen erst, die jahrhundertealten und die ganz modernen. Kaum ein Urlaub, in dem ich nicht staunend in einer der großen Bibliotheken stand, schweigend, glücklich, gerührt, nur wegen dieser vielen Buchrücken an langen, hohen Wänden.

Was wird aus dieser Welt, wenn ich das nicht mehr lesen kann? Was wird aus mir? Ja, ich weiß, Leben ist Veränderung. Die Veränderung annehmen ist das Zauberwort. Krise als Chance. Ich weiß es, und es fällt schwer. Der Weg ist lang, sehr oft sehe ich zurück, Trauer im Herzen.

Aber da ist auch Neugier, die mir hilft. Was liegt vor mir? In der Straßenbahn nehme ich mein Handy, ein Smartphone. Setze die Lesebrille auf und bin glücklich. Ein E-Book. Schwarzer Hintergrund, weiße Schrift, diese so groß, dass ich sie gut lesen kann. Eine halbe Stunde, die Augen werden nicht müde. Durchatmen, habe endlich wieder gelesen, gelesen, gelesen! Ohne allzu große Anstrengung.

In der Nacht, wenn ich nicht schlafen kann, drücke ich auf den Knopf des MP3-Players. Ein Hörbuch, spannend, zu spannend, denn jetzt kann ich erst recht





Susanne Siems, 1963 in Weimar geboren, ist von Geburt an sehbehindert. Nach dem Studium in Leipzig arbeitete sie seit 1985 in wissenschaftlichen und öffentlichen Bibliotheken. Sie veröffentlichte mehrere Buchbesprechungen sowie Beiträge zum Selbstverständnis sehbehinderter Menschen und schloss 2013 ein Fernstudium der Fachrichtung Journalismus ab. Neben ihrer Begeisterung für die Literatur und das Schreiben liebt Susanne Siems Musik – und ihren Garten!



nicht mehr schlafen. Aber ich habe endlich wieder gelesen, gelesen, gelesen!

Es wird wohl so bleiben für mich: Hörbücher, E-Books. Und mit viel Anstrengung, solange es irgendwie möglich ist, meine geliebten gedruckten Bücher. Am schönsten sicherlich, wenn der Partner vorliest.

Mit diesen Gedanken bin ich angekommen bei mir, hoffnungsvoll, manchmal sogar im Innersten heiter. Ich werde sie nicht weggeben, meine Bücher zu Hause. Ein Smartphone kann ich nicht streicheln, den MP3-Player nicht umblättern. Schön, dass ich die Geschichten zwischen den Buchseiten wieder habe, nicht verlieren muss. Aber Bücherfreunde wissen, das ist nur die eine Seite der Bibliophilie, die andere das In-Der-Hand-halten, Betrachten, Fühlen. Und wenn es um Fühlen geht, stehe ich ja sowieso am Beginn einer ganz neuen Welt.

Was bleibt als Erkenntnis?
Das, was wir tun, ist wichtig, nicht, welcher Weg dazu führt.

Mein Ziel ist, wieder lesen zu können, lange, viel, unbegrenzt. Die Wege dahin werden vielfältig sein. Die Liebe zum gedruckten Buch ist ein Luxus, den ich mir tief in meinem Herzen bewahre. Moderne Lesetechniken aber machen es erst möglich, dass ich dieses Glücksgefühl ohne Trauer genießen kann.





See bad

feel good

Schlecht sehen und sich dabei gut fühlen

Krister Inde, selbst sehbehindert, ist von Beruf Sehbehindertenpädagoger und arbeitete nach seinem Masterabschluss an den Universitäten von Uppsala und Stockholm. Im Jahre 1979 entwickelte er ein Modell für die Struktur der Low Vision-Kliniken in Schweden, welches heute noch Bestand hat. Er koordinierte zahlreiche Projekte an den Universitäten von Lund und Kalmar und ist auch über die Landesgrenzen hinaus aktiv, so z. B. in Litauen und Jordanien.

Der Verlust seines eigenen Sehvermögens veranlasste ihn, 2003 ein Buch mit dem Titel „Se dáligt má bra“ zu schreiben. Dieses Buch wurde anschließend in viele Sprachen übersetzt, darunter ins Englische, Isländische und Arabische. Die Übersetzung ins Deutsche erfolgte im Oktober 2009 mit der erstmaligen Präsentation des Buches während der Woche des Sehens in Berlin.

*Margaret Reinhardt,
Erste Vorsitzende des Bundes
zur Förderung Sehbehinderter e. V.
(BFS), hat es für uns gelesen.*

In seinem Buch „See bad feel good – Schlecht sehen und sich dabei gut fühlen“ beschreibt Krister Inde seinen Weg und die Stationen seines Lebens mit einer Sehbehinderung. Er berichtet über seine Erfahrung des Sehverlustes und die daraus resultierenden Gefühle, Ängste, Schwierigkeiten und Chancen. Dabei spricht er den Leser auf sehr persönliche Weise an und fordert ihn in behutsamer, aber auch kämpferischer Art auf, das Leben mit all seinen Herausforderungen anzunehmen und alles nur Mögliche zu versuchen, um auch mit einer Sehbehinderung ein lebenswertes Leben führen zu können. Vertrauensvoll tritt er in einen Dialog mit dem Leser, erzählt ihm seine Geschichte und regt ihn gleichzeitig zur Selbstreflexion an, egal, ob dieser selbst eine Sehschädigung hat oder nicht.

Dabei gliedert sich das Buch in überschaubare Unterkapitel, die es fast zu einer Art lebensbegleitendem Nachschlagewerk machen. Es wird kaum ein Thema ausgelassen: Vom ersten Besuch beim Augenarzt über die verschiedenen Phasen der Bewältigung (Schock, Krise, Trauer und Schuld) bis zum ersten Besuch im Low Vision Center und den darauf folgenden Schritten beschreibt Krister Inde anhand seines eigenen

Weges, welche Möglichkeiten der Bewältigung bestehen und welche Grenzen oftmals erreicht werden, wenn erstmalig die Diagnose einer Sehbehinderung gestellt wurde.

Er schildert einzelne Situationen, in die eine Person mit einer Sehschädigung geraten kann. Von der Erkenntnis und dem Eingestehen der Sehbehinderung bis zum Bekenntnis gegenüber der Umwelt (der Familie, den Verwandten und Bekannten) spricht Krister Inde konkrete Themen an, wie Alkohol, den Verlust des Führerscheins, Möglichkeiten der Lebensgestaltung (Beruf und Hobbys) und Herausforderungen in der Partnerschaft.

Dabei versteht er es, mit Ehrlichkeit und Offenheit dem Leser deutlich zu machen, dass dieser sich durch den Verlust seines Sehvermögens nicht als Mensch mit all seinen Eigenheiten verändert hat. So schreibt er: „Du bist nicht deine Augen! (...) Du bist nicht schlecht, nur weil deine Augen und dein Sehvermögen ihre Defizite haben. Du bist gut, so wie du bist. Du hast das Recht, ein normales Leben zu leben, auch wenn du in mancher Hinsicht anders bist.“ Krister Inde stellt fest, dass der Verlust des Sehvermögens per se kein Grund ist, sich schlecht zu fühlen. Er erklärt, dass auch eine große Zahl gut sehender Menschen unzufrieden ist und „dass alle Unzufriedenheit in der Welt nicht ein Ergebnis schlechten Sehens ist“. ■

Leserstimmen:

„Die Darstellung von Krister Inde überzeugt nicht durch eine umfassende Handlungsanleitung, sondern durch eine lebensnahe, von subjektiver Erfahrung geprägte und erprobte Sicht. Sie fordert eine positive Grundhaltung nicht ein, sondern zeigt deren lebensbejahende Wirkung als Möglichkeit und Lebensweg auf. Krister Inde erschlägt nicht als Vorbild, sondern unterstützt die Identifikation mit der eigenen Sehbehinderung als neue Dimension der alten Persönlichkeit – humoristisch, selbstkritisch, ehrlich und selbstbewusst. (...) Eine lohnenswerte Lektüre für Menschen, die selbst von einer Sehbehinderung betroffen sind, die mit einem Menschen zu tun haben, der von einer Sehbehinderung betroffen ist, oder die sich für dieses Thema interessieren oder beruflich damit beschäftigen.“

„Ich bin sehbehindert, und mir war das Buch eine große Hilfe. In Phasen, in denen es mir schlecht geht und ich verzweifeln möchte, nehme ich das Buch immer wieder zur Hand und lese einzelne Passagen nochmal. Es gibt mir Kraft und Mut, meine Behinderung zu akzeptieren und mich wieder gut zu fühlen.“

„Das Buch hat mein Leben dahingehend verändert, dass ich nun jeden Tag Krister Indes Rat befolge und mich nach dem Aufstehen bewusst im Spiegel betrachte (soweit ich mich noch erkennen kann) und laut zu mir sage: Meine Augen sind schlecht, aber ich bin gut. Mit diesem Ritual kann ich den Tag gut beginnen.“



Krister Inde: **See bad feel good – Schlecht sehen und sich dabei gut fühlen**

Deutsche Übersetzung von Stefanie Holzapfel

Buch inkl. DAISY-CD

Schutzgebühr: 5 Euro zzgl. Versand

Bestellungen bei Jutta Saßenrath,

☎ 0211 / 76 85 71, j.sassenrath@bfs-ev.de

oder über ein Bestellformular auf www.bfs-ev.de

Bund zur Förderung Sehbehinderter e. V. (BFS)

☎ 0211 / 69 50 97 37, info@bfs-ev.de



WEITERLESEN!

BUCHTIPPS DER REDAKTION

ABC der „Lebenspraktischen Fertigkeiten“ LPF: Ratschläge für sehbehinderte Menschen.

St. Gallen: Schweizer. Zentralverein für d. Blindenwesen, 1994.

Brandis-Stiehl, Cordula von.

Wenn die Sehkraft schwindet: Ein Ratgeber für sehgeschädigte Menschen und ihre Angehörigen.

Stuttgart: Verlag Urachhaus, 2001.

Frey, Jana. **Der verlorene Blick.**

Bindlach: Loewe, 2002.

Jugendroman über die 15-jährige Leonie, die durch einen Autounfall erblindet und sich mit der Unterstützung ihrer Familie den Weg zurück ins Leben erkämpft.

Glofke-Schulz, Eva-Maria.

Löwin im Dschungel. Blinde und sehbehinderte Menschen zwischen Stigma und Selbstwerdung.

Gießen: Psychosozial-Verlag, 2007.

Die erblindete Psychotherapeutin zeigt am Beispiel Sehschädigung, dass erfolgreiche Krisenverarbeitung die Entwicklung der Persönlichkeit vorantreiben kann.

Die zerbrochene Kugel. Leben mit degenerativer Netzhauterkrankung.
Gießen: Psychosozial-Verlag, 1999.

Verschiedene Artikel, überwiegend von Betroffenen, beleuchten theoretische und praktische Aspekte des Themas Sehverlust und nennen konkrete Hilfsangebote.

Keller, Helen. **Geschichte meines Lebens.** Berlin: Evangelische Verlagsanstalt, 1965.

Helen Keller (1880 – 1968) wurde im Alter von zwei Jahren taubblind. Dank einer umfassenden Förderung und besonderer Begabungen konnte sie sich aus diesem inneren Gefängnis befreien und als Schriftstellerin über ihren Werdegang berichten.

Kuusisto, Stephen. **Der Planet der Blinden.** München: Blessing, 1998.

Erst mit 35 Jahren wagt es Stephen Kuusisto, der von Geburt an nur fünf Prozent Sehvermögen besitzt, zu seiner Seheinschränkung zu stehen. Mit Hilfe seines Führhundes Corky entdeckt er nun den „Planet der Blinden“.

Little, Jean. **Ein Leben wie ein Roman.** Hamburg: Carlsen, 1991.

Jean Little realisiert im Alter von fünf Jahren, dass sie nahezu blind ist. Das Buch über die ersten 21 Jahre ihres Lebens schildert, wie das Schreiben ihr hilft, sich gegen Demütigungen und Ignoranz von Mitschülern und Erwachsenen zu wehren.

Lusseyran, Jacques. **Ein neues Sehen der Welt: Gegen die Verschmutzung des Ich.** Stuttgart: Verlag Freies Geistesleben, 1993.

Mit acht Jahren erblindete der französische Widerstandskämpfer und Literaturprofessor. Das große Thema seiner anthroposophisch geprägten Schriften ist die Erfahrung eines „inneren Lichts“.

A close-up detail of a painting, likely a portrait of a young girl. She has voluminous, curly blonde hair and is wearing a large, textured red hat. Her face is pale with soft, naturalistic shading, and she has a calm, slightly smiling expression. The background is dark, making the subject stand out. In the upper left corner of the painting, there is a small, faint monogram.

Mädchen mit rotem Barett

von Judith Kuckart



Er hat gesagt, er stammt eigentlich aus Ungarn. Dann hat er noch gesagt, er hatte viele Geschwister. Die meisten aber sind tot. Sonst redet er wenig. Schlecht für mich. Ich kann so nur ahnen, was er gerade macht. Manchmal knarrt sein Hocker. Seine Kleidung raschelt. Er hat keine Kinder? Ich male jetzt dein Barett, sagt er, was ist eigentlich Rot für dich? Ich fasse mir an den Kopf: Rot ist, wie ein Holzkästchen sich anfühlt, sage ich.

Kurz darauf geht er zum Fenster. Es ist rechts von mir, wo der Raum frischer wird.

Schade, dass du den Hasen draußen auf dem Rasen jetzt nicht sehen kannst, sagt er, wie alt bist du eigentlich.

Ich überlege.

Ich muss Mutter fragen, sage ich.

Wie viel ist 507 plus 22, fragt er.

529, sage ich.

Weißt du auch, dass ich manchmal mich selber male? fragt er, aber später.

Mit einem Mal klingt seine Stimme wie die einer Frau: rötlich.

Wie traurig, sage ich.

Warum?

Weiß nicht, sage ich.

Ich höre, dass er auf mich zukommt. Wie alt er wohl ist?

Er berührt meine Schultern.

Ob er so aussieht, wie seine Stimme klingt? Ob er ganz anders aussieht, als seine Fingerspitzen sagen?

Ich rücke dich ins Licht, sagt er.

Ich spüre die Sonne auf dem Gesicht. Danke, sage ich, warm, danke. Warum malst du mich, Meister?

Ich hebe den Kopf und schicke einen Brief ab, der unzustellbar bleiben wird. Denn ich lächle.

Hier bin ich, sagt er, hier, hier.

Ich drehe die Nase in die Richtung. Dort hat sein Handgelenk geknackt.

Meister, sage ich und hole Luft,

Meister, wenn du mich malst,

könntest du nicht dabei sprechen?

Alle paar Striche nur ein Wort?

Nur sagen, was du gerade machst.





Wieso sollte ich?

Meister, sage ich wieder, denn so soll ich ihn anreden, hat Mutter gesagt, Meister, du nimmst mich dann mit den Worten bei der Hand. So könnte ich etwas sehen. Was willst du denn sehen? Er lacht. Den Hasen?
Den Hasen?
Mich, sage ich.

Jetzt ist die Sonne fort. Es ist still im Zimmer und auch draußen vor dem Fenster. Nur ein Vogel singt, der immer singt, wenn es bald anfängt zu regnen. Das ist schön. Der Regen wirft den Dingen eine farbige Decke über. Ich höre dann, wie er auf das Dach prasselt, an den Wänden des Hauses hinunterläuft. Wie er hier, oder dort, heller platscht als weiter fort.

Der Meister geht zurück an seinen Platz.

Sein Hocker knarrt. Ein Hocker sagt, dass man hockt?

So ein Hase übrigens, sagt der Meister, hat immer die gleiche Form: Fell, vier Beine, die sind kurz, ein Schwanz, der ist auch kurz, ein Gesicht, herzförmig, und die Ohren sind länger als sein Kopf. Drunter herlaufen kann man auch nicht.

Er stockt. Kommt seine Stimme näher, während er sich deutlich von mir entfernt?

Und jetzt, mein Kind, sagt er, kannst du mir sagen, ob das Meer wohl gewaltiger ist, wenn man es hört oder wenn man es sieht?

Weiß nicht, sage ich. Ich war noch nie fort aus Nürnberg. ■



Judith Kuckart, geboren 1959 in Schwelm/Westfalen, lebt in Berlin und Zürich. Sie ist Schriftstellerin und Theaterregisseurin. 1984 gründete sie in Berlin das Tanztheater Skoronel, mit dem sie bis 1998 insgesamt 17 Produktionen entwickelte. Ihr erster Roman „Wahl der Waffen“ wurde 1990 veröffentlicht. Es folgten zahlreiche weitere Romane, darunter der jüngste, „Wünsche“, der im Frühjahr 2013 im DuMont Buchverlag erschienen ist. Daneben schrieb sie Theaterstücke, Hörspiele und Radio-Features und verfasste für die Bad Hersfelder Festspiele das Libretto „Carmen. Ein deutsches Musical“. Judith Kuckart erhielt verschiedene Auszeichnungen, zuletzt 2012 den Annette-von-Droste-Hülshoff-Preis.

Es ist nicht historisch belegt, dass das von Albrecht Dürer porträtierte Mädchen blind war. Die Autorin folgte bei dieser Interpretation ihrer künstlerischen Freiheit und ließ sich durch eine Begegnung mit einer blinden Frau zu dieser Auslegung inspirieren.

Weitere Informationen unter:
www.judithkuckart.de



Der Geschmack von Blau

von **Susanne Krahe**

Mein Leben als Augenmensch hat dreißig Jahre gedauert, das Leben als Blinde ist letztes Jahr zwanzig geworden. Leben Nummer eins war der Aufstieg einer „hopeful young woman“ zum besten Abitur und glänzenden Examen. Leben Nummer zwei fing mit dem halsbrecherischen Sturz ins Nichts an. Ich hatte beste Aussichten gehabt. Und jetzt? Musste um Nachsicht bitten, um Rücksicht. Ich hatte Freunde, Geliebte, Klassenkameraden. Und dann? Ich war ein überzeugter Single gewesen, lebte mit großer Freude allein in meinen vier Wänden und leistete es mir, meine Verwandtschaft lästig zu finden. Und nun?

Ich habe mir angewöhnt, mein fünfzigjähriges Leben in verschiedene Phasen einzuteilen: Die erste mit sehfähigen, die zweite mit blinden Augen.

Ich hätte gern ... Zum Beispiel meine Doktorarbeit zu Ende geschrieben. Meine Kleidungsstücke weiterhin selbstständig kombiniert.





Ich wäre, ich würde. Zum Beispiel in dem Beruf arbeiten, den ich mir ausgesucht hatte. Oder an der Uni. Oder als Leiterin einer Akademie tätig sein. Ich würde, ich hätte auch weiterhin meine Socken stets auf rechts getragen und meine T-Shirts nicht mit der Rückseite vorn.

Ich wollte noch ... Zum Beispiel meine vielen Reisefotos ergänzen. Die Oper von Sydney sehen und New York mit Lady Liberty. Etliche Bücher schreiben und eine Weile im Ausland leben. Und eines Tages ein Haus bauen, ein Auto kaufen, einen großen Hund. Und immer wissen, wie grau meine Haare inzwischen eigentlich sind. Und im Spiegel mein Pokerface unter Kontrolle haben.

Aus der Traum. Die erste Susanne konnte kommen und gehen, wann und wohin sie wollte. Die zweite hing dauernd einem anderen Menschen am Ellenbogen, um sich führen zu lassen. „Wo sind wir jetzt?“, fragt die zweite. „Wie lange noch?“ Die erste hätte Dauer und Distanzen selbst bestimmt, die zweite muss ihre Assistenten fragen, ob und wann und wie es ihnen passen würde, einer blinden Frau die Stolpersteine aus dem Weg zu räumen.

„Schrecklich!“ Schrecklich?

Schon das Fragezeichen erregt Misstrauen. Kann es überhaupt

anders als schrecklich sein? Ich selbst konnte es mir sehenden Auges nie anders vorstellen als jenes schwarz gekleidete, den Totentanz tanzende Schreckgespenst, das unsere Vorstellungen beherrscht.

Es ist anders. Aber wenn ich heute schwöre, dass mein erstes Leben nur eine Vorbereitung und erst das zweite erfüllt war, schütteln die Leute den Kopf. Wenn ich darauf bestehe, dass ich mich durch die Chance bereichert fühle, im zweiten Leben etwas völlig Neues schätzen zu lernen, jene unsichtbare Dimension unserer Welt, glauben sie der armen Blinden kein Wort. Das sei nur die Schönrederei einer Verzweifelten, denken sie, Kompensation, Sublimierung. Irgendwie müsse man sich ein Leben, das gescheitert ist, zurechtbiegen. (...)

Gibt es im Leben eines Menschen einen idealen Zeitpunkt, um zu erblinden?

So absurd das klingen mag: Ich bin überzeugt, dass mein Leben Nummer zwei zu einem günstigen Termin begann.

Der Stern, unter den es sich positionierte, hieß Computertechnik. Schon die Ergebnisse meiner einsamen Studien zum Völkerspott hatte ich in eine PC-Tastatur gehämmert, um sie anschließend auf Disketten zu „verewigen“. Es folgte die Bearbeitung meines Paulus-Buchs mit einem Schreibprogramm. Bea hatte sich bereit gefunden, auch die Endversion am Bildschirm zu erstellen. Ohne diesen Freundschaftsdienst, aber auch ohne dieses technische Hilfsmittel wäre das Skript nicht so zügig vollendet worden. Der Computer, dieses bei vielen Geisteswissenschaftlerinnen damals noch verpönte, schnurrende Monster, war mir als Freund und Helfer vertraut.

Zu genau dem Zeitpunkt, als mein Bildschirm durch und durch schwarz geworden war, meldete sich die audioteknische Seite des digitalen Fortschritts zu Wort.

Es gab nicht nur Schreib-, sondern auch Leseprogramme, es kamen Scanner und Kunststimmen auf den Markt, die Bildschirm-inhalte entschlüsselten und in Sprache umsetzten. Meine Rettung? Es gab sogar „Computer-bibeln“, deren Übersetzungen von Sprachausgaben zu Gehör gebracht wurden.

Meine Rettung! Es würde mühsam werden, sich eine vollkommen neue Arbeitsweise anzueignen, aber es war möglich.

Meine ersten Sprachausgaben klangen wie Mickey-Maus. Niemand außer mir selbst konnte der Melodie dieser künstlichen Sprache Signale ablauschen; es ging zu wie zwischen Mutter und Kleinkind. Als „Mutter“ eines geschriebenen Textes übersetzte ich das Gebrabbel und war glücklich darüber. Ich klebte Noppen auf einige Buchstaben der Tastatur, übte das blinde Tippen, fluchte über das Versäumnis, nie einen Schreibmaschinenkurs besucht zu haben, fand mich ab mit dem noch langsamen, aber ausbaufähigen Arbeitstempo. (...)

Die tastbare Weltkarte in meinem Wohnzimmer hat Marinas Sohn mir angefertigt. Es ist ein haptisches Kunstwerk, nicht maßstabgerecht, aber ein Blickfang. Die Kontinente sind aus Balsaholz geschnitzt, die Gebirge aufgespritzt, die Flüsse aus filigranen Drähten gespannt, das Meer in verschiedenen Tiefen des Blaus, 



Susanne Krahe, evangelische Theologin und Schriftstellerin, erblindete 1989 im Alter von 30 Jahren in Folge eines Diabetes. Sie arbeitet als freie Autorin von Romanen, Erzählungen, Hörspielen und Hörfunkbeiträgen. Ebenso wie in ihrer Autobiografie „Der Geschmack von Blau“ ist sie auch in ihren theologischen Werken und Abhandlungen schonungslos, provozierend und hartnäckig. Im März 2013 ist ihr jüngstes Buch „Organspende – ein Akt der Nächstenliebe?“ erschienen, in dem sie mit dem Theologen Eberhard Fincke über Pro und Contra der Transplantationsmedizin diskutiert. Susanne Krahe ist selbst betroffen und lebt seit mehr als 20 Jahren mit einer fremden Niere und Bauchspeicheldrüse.

Weitere Informationen zu ihrer Person und ihren Veröffentlichungen unter www.susanne-krahe.de



mit dem ich das Nichts aus meinem Horizont schiebe. Der auseinandergefaltete Globus zieht fast jeden Besucher in seinen Bann. Sogar der Getränkemann baut sich eines Tages vor dem geschnitzten Bild auf und wundert sich: „Sagen Sie bloß, da waren Sie schon überall? Überall da, wo die Fähnchen stecken?“

Inzwischen markieren Fahnen Orte auf jedem Kontinent, sogar die australische Ostküste. Ja, ich habe im Schatten der Oper von Sydney gestanden. Ich bin durch das Hafengebiet spaziert und habe mit meinem elektronischen Tagebuch die schrägen Klänge einer Gruppe von Aborigines aufgezeichnet; eine Musik, die man wohl nur mag, solange man australischen Boden unter den Füßen hat.

Mein Getränkemann amüsiert sich über Fahnen in Kalifornien, an der Ostküste der USA, in Florida, den karibischen Inseln, Acapulco und Buenos Aires. Jede Schiffsreise hat mir einige neue Hafenstädte in dieser Sammlung beschert. Nein, solche Fernreisen sind nichts für meinen Besucher. Er lässt seinen Finger lieber in vertrauteren Gegenden schwimmen. Vermutlich bringt er gerade das Mittelmeer zum Überschwappen, hüpft dann in Italien an Land, um sich an der filigranen Küstenlinie des Stiefels entlang zu hangeln, in Richtung Alpen. Ich höre, wie sein Nagel gegen den Schaumstoff der auf-

gespritzten Berggipfel stößt und ein paar Kratzspuren im künstlichen Schnee hinterlässt. „Ganz schön weit rumgekommen!“

Das hat er einer Blinden, der er alle drei Wochen Wasserkästen in den oberen Stock schleppen muss, nicht zugetraut. „Sie haben doch gar nichts von solchen Weltreisen!“ Er stellt den Satz als Tatsache in den Raum. „Wo Sie doch gar nichts sehen!“ Und zementiert diese Gewissheit in einem Ausrufungszeichen.

Er ist weder der Erste noch Letzte, der meine Reisen für einen absurden Luxus hält. „Rausgeschmissenes Geld!“ So denken viele. Seit ich einmal einen Saal mit etwa dreihundert Zuschauern mit einer einfachen Entgegnung zum Lachen brachte, verwende ich immer wieder dieses eine, unschlagbare Argument: „Es ist lustiger, auf einem Kamel in der Wüste blind zu sein als auf dem Sofa in meinem Wohnzimmer.“ ■

Aus:
Susanne Krahe, Der Geschmack von Blau. Was ich weiß, seit ich nichts mehr sehe. Autobiografie. Neukirchener Verlagsgesellschaft mbH, Neukirchen-Vluyn.

„Warum soll ein blinder Mensch nicht reisen?“

Teil II des Interviews mit Gisela Hirschberger, Mitglied im Landesvorstand des Blinden- und Sehbehindertenverbandes Niedersachsen (BVN) und Vorsitzende des Blindenvereins Oldenburg

von **Dr. Susanne Niemuth-Engelmann**

Wenn man mit Ihnen spricht, Frau Hirschberger, erlebt man Sie als äußerst dynamische, energiegeladene „Powerfrau“! Woher nehmen Sie diese Energie und welches sind Ihre Kraftquellen?

Das beste, was mir in meinem Leben passiert ist, sind mein Mann und unsere Tochter! Unsere Tochter hat viel von ihrem Vater: Er ist sehr ruhig, nicht so temperamentvoll wie ich. Aber auch ich kann mir meine Ruhepausen verschaffen ... Aus der

Hör-Literatur tanke ich unglaublich viel Energie. Ich bin Mitglied der Hörbücherei und komme an keiner Buchhandlung vorbei. Literatur ist für mich das A und O, eine Welt ohne Bücher kann ich mir nicht vorstellen. Eine weitere Kraftquelle ist die Musik, meine „Minnesänger“ sind Leonard Cohen und Neil Diamond. Ich höre auch gern klassische Musik, etwa Mendelssohn Bartholdy. Man traut es mir vielleicht nicht zu, weil ich so quirlig bin, aber ich gehe auch gern in die Stille, habe kontemplative, zurückgezogene Momente.

Sowohl mit Seheinschränkung als auch als Blinde haben Sie viele Reisen auf unterschiedliche Kontinente gemacht. Welche Länder haben Sie am stärksten beeindruckt?

Alle! Ich werde in Schulen oft gefragt, in wie vielen Ländern ich schon war. Dann frage ich: Wo soll ich denn anfangen? In Europa?



Einer meiner ganz tollen Eindrücke war die Reise in die USA mit meinem Mann, sechs Wochen lang, da war ich noch sehend. Sehr beeindruckend war auch der Flug nach Vancouver 1994 mit anschließender Kreuzfahrt nach Alaska.

Gibt es Reisen, die Sie nach Ihrer Erblindung in ähnlicher Form wiederholt haben?

Vancouver habe ich im letzten Jahr als Blinde mit meiner Tochter gemacht. Sie hatte im Flugzeug einen Fensterplatz und konnte die Felsen der grönländischen Küste sehen. Wir sind über die Nordwestpassage geflogen, immer an der Küste entlang, dann über die Berge, und dann sind wir noch ein Stück auf den Pazifik rausgeflogen und von der Wasserseite aus auf Vancouver zugeschwebt. Alles bei strahlendem Wetter. Und ich habe mich so gefreut, dass meine Tochter das sehen kann. Ich hab's ja schon mal gesehen, ich weiß ja, wie das aussieht. Sie war völlig hin und weg.

Und 2011 wollte ich unbedingt noch einmal nach Norwegen. Wir haben eine Kreuzfahrt gemacht, sind ausgelaufen am Hafengeburtstag in Hamburg. Und dann sind wir hoch zum Nordfjord, und ich wollte sehen, ob ich die Tour zum Briksdalsgletscher noch machen kann. 

→ Es ging gut ... auch das Ausbooten usw. war kein Problem. Und zum Schluss: Bergen! Der größte Regeneimer Europas – im strahlenden Sonnenschein. Auf Bryggen haben wir bei wunderschönstem Wetter draußen gegessen und Kaffee getrunken. Da habe ich gesagt: Damit schließe ich für mich Norwegen ab, das ist nicht mehr zu überbieten. Ich war dann jetzt fünf oder sechs Mal in Norwegen.

Ihre Tochter Claudia Hirschberger, Ethnologin und Kulturwissenschaftlerin, begleitet Sie auf Ihren Reisen. Neben der praktischen Unterstützung, die sie Ihnen gibt: Hilft sie Ihnen, Ihre gemeinsamen Touren umfassender zu erleben und Ihre Erfahrungen zu vertiefen?

Ja, auf jeden Fall! Denn wie man als blinder Mensch eine Reise erlebt, hängt auch immer von der Begleitperson ab. Wenn Sie eine Begleit-



person haben, die einfach nur neben Ihnen hertrötet und nichts erzählt, dann nützt Ihnen die ganze Reise nichts. Und Claudia erzählt mir alles – sie ist wie ein Sechser im Lotto! Nicht nur auf Reisen, auch bei einem Spaziergang, überhaupt bei vielem, was man außerhalb der eigenen vier Wände macht: Es kommt eigentlich immer auf die Begleitperson an.

Abgesehen von den Begleitpersonen: Wie sind generell Ihre Erfahrungen im Hinblick auf Hilfestellungen in Bus und Bahn, auf Schiffen, an Flughäfen und in Hotels? Wie kommen Ihnen

die Leute entgegen? Müssen Sie um Unterstützung bitten?

Das war noch nie nötig. Ich erlebe immer wieder, dass Menschen mir von sich aus Hilfe anbieten. Wenn ich natürlich den Menschen unfreundlich oder verbissen gegenüber trete, dann trauen sie sich nicht, mich anzusprechen. Aber ich habe da keine Probleme.

Welche Wünsche haben Sie für die Zukunft, was die Reisebedingungen für Menschen mit Seheinschränkung betrifft?

Wenn ich allgemein etwas sage, kann ich ja nicht von mir ausgehen. Weil ich es von anderen häufig höre: Ich wünsche mir, dass generell mehr Rücksicht auf Menschen mit Beeinträchtigung genommen wird. Egal ob blind, im Rollstuhl oder am Rollator.

Umgekehrt wünsche ich mir aber auch, dass Blinde und Sehbeeinträchtigte mehr Mut haben. Es werden ja Reisen für blinde Menschen angeboten. Man kann sich beim DBSV informieren, wir haben ja auch die Tourismusbeauftragten. Einfach sagen, ich mach es mal. Und wenn man dann merkt, das ist nichts für mich, dann hat man es zumindest mal versucht.

Ihr Appell richtet sich also nicht nur an die Reiseveranstalter, sondern auch an Blinde und Sehbeeinträchtigte selbst?

Ja. Die Reiseveranstalter können noch so viel anbieten, wenn der betroffene Personenkreis das ignoriert, dann bringt das niemandem etwas. Das ist verdammt schwierig. Man kann sowieso immer nur Angebote machen: etwa, das Orientierungs- und Mobilitätstraining zu lernen. Oder lebenspraktische Fähigkeiten. Oder Brailleschrift. Den ersten Schritt in diese Richtung muss jede betroffene Person allein machen. Diesen Schritt können wir nicht abnehmen.

Aber ich würde sagen:

Wenn es keine anderen gesundheitlichen Probleme gibt und eine zuverlässige Begleitperson da ist – warum soll ein blinder Mensch nicht reisen? Er erlebt das Reisen anders, mit ganz anderen Sinnen, vielleicht manchmal sogar intensiver als Sehende.

■



Mein größter Schatz

von **Karin Klasen**

Jedes Mal, wenn mich ein Problem beschäftigt und ich mich durch seine Existenz herausgefordert fühle, beginne ich einen inneren Dialog mit einem Menschen, der mir in dieser Situation am ehesten geeignet erscheint. Es geht mir in diesem Rollenspiel darum, zu erfahren, wie mein imaginäres Gegenüber jene Sache beurteilt, damit ich mir aus dem bunt gemischten Gedankenstrauß meine eigene Meinung bilden kann.

Auf diesem Weg konnte ich schon manche vorher scheinbar unüberwindbare Hürde beiseiteräumen. Wenn das nicht möglich war, weil manche Dinge nun einmal nicht zu ändern sind, lernte ich sie zumindest gut und sicher in mein Leben zu integrieren. So auch meine verzweifelte Angst, völlig zu erblinden.

Alle Abschiede von früheren Fähigkeiten schmerzen mich tief. Mittlerweile kann ich mein Spiegelbild nicht mehr als eine Einheit erkennen. Um mich sehen zu können, muss ich mit meinem Blick einige Male die einzelnen Teile „scannen“, damit mein Hirn aus den Bruchstücken ein Ganzes bilden kann.

Einige Wochen verdrängte ich diesen neuen Zustand; erst seit ein paar Tagen lasse ich den großen Schmerz und die tiefe Angst in mir zu. Der Abschied von meinem Spiegelbild fällt mir besonders schwer,

stelle ich mir doch die Frage, wo mein „Ich“ geblieben ist. Das ist ein schauriges Gefühl, gepaart mit der Gewissheit, dass meine degenerative Netzhauterkrankung weiter fortgeschritten ist und wahrscheinlich auch weiter fortschreiten wird.

**Wo ist mein Gesicht?
Wo mein „Ich“? Bin ich
noch dieselbe wie früher?
Was macht meine Identität
aus? Mein Spiegelbild
zeigt es mir nicht mehr.
Ich habe mich verirrt,
verirrt und verheddert
in panischer Angst,
mich verloren zu haben.**

Nach vielen Tagen der Regungs- und Handlungsunfähigkeit begann ich, mit Hilfe meiner Therapeutin zu differenzieren. So erkannte ich zum einen meine Angst, ganz zu erblinden, und zum anderen, dass ich mein eigenes inneres Bild neu entdecken muss. Dabei half mir der Gedanke, dass geburtsblinde Menschen ihr Gesicht, ihr Bild noch nie im Spiegel sahen, und niemals käme ich auf die Idee zu behaupten, sie besäßen kein „Ich“. Im Gegenteil, ich kenne blinde Frauen, die sich durchaus durchzusetzen wissen und keineswegs das Gefühl von Unsicherheit vermitteln. Es gibt also einen Weg aus meiner Misere.

Ich weiß, dass ich ein weiteres Fortschreiten meiner Erkrankung nicht aufhalten kann, aber will ich deshalb auch nicht mehr aktiv mein Leben gestalten?

Ich brauche Antworten auf die Fragen nach meiner Identität. Sie werden die Brücke von meinem zerstückelten Spiegelbild hin zu meinem inneren, stimmigen Selbstbild sein. Einige Zeit, nachdem mir diese elementaren Fragen bewusst wurden, ist mir klar geworden, dass ich das Leben und meine verbliebenen Möglichkeiten wieder spüren will. Ich will nicht mehr regungslos verharren, will nicht die Beute meiner Angst sein, nicht das hoffnungslose Opfer!

Ich brauchte jedoch zunächst einmal genügend Zeit, um meinen großen Verlust begreifen und auch betrauern zu können; brauchte Zeit, um meine Angst zu benennen, damit ich sie handhaben kann und nicht umgekehrt. Alles braucht seine Zeit! Erst als mein Wunsch, diverse Dinge wieder selbst zu tun, neu erwachte, wusste ich, dass meine Tapferkeit belohnt worden war; ich hatte meinen inneren Schatz wieder gefunden. Auf diesen Schatz werde ich mich immer verlassen. Er kann zwar hin und wieder ein wenig verschüttet sein, aber er ist da. Alles was ich zum Leben brauche, trage ich zu jeder Zeit in mir. Das empfinde ich als sehr beruhigend, und es gibt mir die nötige emotionale Sicherheit. 

 Ich glaube, es war Viktor Frankl, der sagte: „Glück ist eine Überwindungsprämie!“ Dieses Glück beginne ich langsam wieder zu spüren. Es gibt, so glaube ich, kein endgültiges Ankommen, denn alles im Leben ist und bleibt ständig in Bewegung, alles bleibt im Werden. Und genau dieser Fluss hat mir zur Weiterentwicklung verholfen; nur durch Aktivität erreiche ich Veränderung!

So kann ich jetzt spüren, dass meine Netzhauterkrankung mir nicht sämtliche Freude geraubt hat. Ich bin realistisch genug, zu erkennen, dass ein Teil meiner gewohnten Lebensqualität, nämlich die des Sehens, für immer verschwunden ist. Doch was nutzt es mir, wenn ich krampfhaft an etwas festhalte, das längst nicht mehr da ist? Lieber mache ich mich auf die erweiterte Suche nach meiner Individualität, damit ich meine eigene Wirklichkeit immer mehr annehmen und leben kann! So finde ich immer mehr mein eigenes Maß, die Dinge meines Lebens zu regeln, und werde zufriedener.

Ich bin eine Nomadin des Lebens – gehe meinen Lebensweg mit einem grundsätzlichen Zutrauen in mich selbst und meine Möglichkeiten. Immer weiter werde ich vorangehen, lediglich wenn ich zu stark erschüttert bin, unterbreche ich meine Lebenswanderung und raste, bis ich meine Kraft wieder gefunden habe. Dann geht es erneut weiter.

Wenn der Tag kommt, an dem ich vollends erblinden werde, wird es verständlicherweise nochmals eine große emotionale Erschütterung in mir geben. Dann habe ich tief in mir verwurzelt, dass mein Anderssein, meine Erblindung, keinen Werteverlust darstellt. Stets in einer schweren Situation nach Auswegen zu suchen, nicht völlig aufzugeben, ist nur ein Punkt, der mich und meine Individualität ausmacht.

Ich habe mir ganz fest vorgenommen, nie mehr an meinem Wert und meiner Stärke zu zweifeln. Diese Gesamtheit ist mein größter Schatz!



Karin Klasen, geboren 1955, ist als Folge von Retinopathia Pigmentosa (RP) von schwerem Sehverlust betroffen. Seit 2008 ist sie schriftstellerisch tätig, u. a. für den Schreibzirkel BLautor, einen Arbeitskreis blinder und sehbehinderter Autoren, und für die Zeitschrift „Retina aktuell“.

Weitere Informationen unter www.blautor.de



Impressum

Herausgeber: Deutscher
Blinden- und Sehbehinderten-
verband e. V. (DBSV)
Rungestraße 19, 10179 Berlin

☎ **030 / 28 53 87-0**

☎ **030 / 28 53 87-200**

E-Mail: info@dbsv.org
Internet: www.dbsv.org

Chefredaktion: Dr. Susanne Niemuth-Engelmann

Redaktionsteam: Peter Brass, Christian Dellert, Klaus Hahn, Helga Neumann, Sabine Richter, Susanne Siems

Fotos: bpk / Gemäldegalerie, SMB, Kaiser Friedrich-Museums-Verein / Jörg P. Anders: (S. 74/75); shutterstock.com - Jeroen van den Broek: (S.9); Deutscher Blinden- und Sehbehindertenverband e. V./ A. Friese: (U1, S. 6/7, 10/11, 12, 36, 40, 48, 50/51, 52/53); Peter Engelmann: (S. 36, 39, 40/41, 46/47); B.C. Gassner GmbH & Co. KG: (S. 62); Daniel Graumann: (S. 56, 59, 60); Gisela Hirschberger: (S. 14, 17, 83, 84); Frank G. Holz: (S. 4/5); Karin Klasen: (S. 86); Sibylle Kölmel: (S. 43); Susanne Krahe: (S. 77, 80); Thomas Nicolai: (S. 35); istockphoto.com – FrankRampott: (Seite 18, 54, 70); istockphoto.com – luiba: (Seite 7, 9, 11, 49, 51, 53, 55); Agy Reschka: (S. 26, 29, 31); Eckhard Seltmann: (S. 20, 23, 24); Büro für inklusive Kommunikation / Gregor Strutz (U2, S. 32/33, 35, 66, 68/69);

Bildrecherche, Bildredaktion, Gestaltung: Gestaltung für Alle, Büro für inklusive Kommunikation, Berlin
Druck: Moeker Merkur Druck GmbH, Köln
DAISY-Hörversion: atz Hörmedien für Sehbehinderte und Blinde e. V., Holzminden

Weitersehen 2014 ist auch als Hörfassung im DAISY-Format auf CD-Rom erschienen und bei den DBSV-Landesvereinen erhältlich.

Autorenregister

Fuhrmann, Friedemann,
S. 46/47

Hahn, Klaus,
S. 62 – 65

Klasen, Karin,
S. 86 – 88

Kölmel, Sibylle,
S. 6 – 12, S. 43 – 45, S. 48 – 55

Krahe, Susanne,
S. 77 – 81

Krug, Hans-Jürgen,
S. 36 – 42

Kuckart, Judith,
S. 74 – 76

Nicolai, Thomas,
S. 32 – 35

Niemuth-Engelmann, Susanne,
S. 14 – 19, S. 56 – 59, S. 82 – 85

Reinhardt, Margaret,
S. 70 – 72

Schreiber, Toni,
→ siehe: Nicolai, Thomas

Seltmann, Eckhard,
S. 20 – 24

Siems, Susanne,
S. 60/61, S. 66 – 69

Sonntag, Jennifer,
S. 26 – 31

Der DBSV und seine Landesvereine

Deutscher Blinden- und Sehbehindertenverband e. V.

Rungestr. 19, 10179 Berlin

☎ 030/28 53 87-0

☎ 030/28 53 87-2 00

info@dbsv.org, www.dbsv.org

Deutsche Hörfilm gemeinnützige GmbH (DHG)

Novalisstr. 10, 10115 Berlin

☎ 030/2 35 57 34-0

☎ 030/2 35 57 34-33

info@hoerfilm.de, www.hoerfilm.de

Landesvereine im DBSV

Baden-Württemberg

Badischer Blinden- und Sehbehindertenverein V.m.K.

Mannheim, ☎ 0621 / 40 20 31

info@bbsvvmk.de, www.bbsvvmk.de

Blinden- und Sehbehindertenverein Südbaden e. V.

Freiburg, ☎ 0761 / 3 61-22

info@bsvsb.org, www.bsvsb.org

Blinden- und Sehbehindertenverband Württemberg e. V.

Stuttgart, ☎ 0711 / 2 10 60-0

vgs@bsv-wuerttemberg.de

www.bsv-wuerttemberg.de

Bayern

Bayerischer Blinden- und Sehbehindertenbund e. V.

München, ☎ 089 / 5 59 88-0

info@bbsb.org, www.bbsb.org

Berlin

Allgemeiner Blinden- und Sehbe- hindertenverein Berlin gegr. 1874 e. V.

Berlin, ☎ 030 / 8 95 88-0

info@absv.de, www.absv.de

Brandenburg

Blinden-und-Sehbehinderten- Verband Brandenburg e. V.

Cottbus, ☎ 0355 / 2 25 49

bsvb@bsvb.de, www.bsvb.de

Bremen

Blinden- und Sehbehinderten- verein Bremen e. V.

Bremen, ☎ 0421 / 24 40 16-10

info@bsvb.org, www.bsvb.org

Hamburg

Blinden- und Sehbehinderten- verein Hamburg e. V.

Hamburg, ☎ 040 / 20 94 04-0

info@bsvh.org, www.bsvh.org

Hessen

Blinden- und Sehbehinderten- bund in Hessen e. V.

Frankfurt a. M., ☎ 069 / 15 05 96-6

info@bsbh.org, www.bsbh.org

Mecklenburg-Vorpommern

Blinden- und Sehbehinderten-Verein Mecklenburg-Vorpommern e. V.

Rostock, ☎ 0381 / 7 78 98-0

info@bsvmv.org, www.bsvmv.org

Niedersachsen

Blinden- und Sehbehindertenverband Niedersachsen e.V.

Hannover, ☎ 0511 / 51 04-0
info@blindenverband.org
www.blindenverband.org

Nordrhein-Westfalen

Blinden- und Sehbehindertenverband Nordrhein e.V.

Meerbusch, ☎ 02159 / 96 55-0
bsv-nordrhein@t-online.de
www.bsv-nordrhein.de

Blinden- und Sehbehindertenverein Westfalen e.V.

Dortmund, ☎ 0231 / 55 75 90-0
info@bsvw.de, www.bsvw.de

Lippischer Blinden- und Sehbehindertenverein e.V.

Detmold, ☎ 05231 / 63 00-0
info@lbsv.org, www.lbsv.org

Rheinland-Pfalz

Landesblinden- und Sehbehindertenverband Rheinland-Pfalz e.V.

Mainz, ☎ 06131 / 6 93 97-36
info@lbsv-rlp.de, www.lbsv-rlp.de

Saarland

Blinden- und Sehbehindertenverein für das Saarland e.V.

Saarbrücken, ☎ 0681 / 81 81 81
Info-Telefon: 06838 / 31 10
info@bsvsaar.org, www.bsvsaar.org

Sachsen

Blinden- und Sehbehindertenverband Sachsen e.V.

Dresden, ☎ 0351 / 8 09 06-11
info@bsv-sachsen.de, www.bsv-sachsen.de

Sachsen-Anhalt

Blinden- und Sehbehinderten-Verband Sachsen-Anhalt e.V.

Magdeburg, ☎ 0391 / 2 89 62-39
info@bsvsa.org, www.bsvsa.org

Schleswig-Holstein

Blinden- und Sehbehindertenverein Schleswig-Holstein e.V.

Lübeck, ☎ 0451 / 40 85 08-0
info@bsvsh.org, www.bsvsh.org

Thüringen

Blinden- und Sehbehindertenverband Thüringen e.V.

Weimar, ☎ 03643 / 74 29 07
bsvt.e.v@t-online.de, www.bsvt.org

Der DBSV

Immer auf dem Laufenden mit dbsv-direkt

Durchbruch im Blindengeldkampf, neues Gerichtsurteil zum Hilfsmittelrecht oder Ergebnisse der Blindenfußball-Bundesliga – „dbsv-direkt“ berichtet über Themen rund um den DBSV. Der kostenlose E-Mail-Newsletter erscheint in loser Folge aus aktuellem Anlass. Weitere Infos: www.dbsv.org/newsletter/newsletter-anmeldung

Darüber hinaus gibt der DBSV zahlreiche Broschüren und Faltblätter rund um die Themen Blindheit, Sehbehinderung und Augenerkrankungen heraus. Tipps zur Bewältigung des Alltags, Informationen über Hilfsmittel, spezielle Rehabilitationsangebote oder rechtliche Regelungen werden vorgestellt. PDF-Downloads unter: www.dbsv.org/infothek/broschueren-und-mehr

Korporative Mitglieder des DBSV

Arbeitsgemeinschaft der Einrichtungen und Dienste für taubblinde Menschen

Hannover, ☎ 0511 / 5 10 08-16
agtb@taubblindenwerk.de

atz Hörmedien für Sehbehinderte und Blinde e. V.

Holzminden, ☎ 05531 / 71 53
atz@blindenzeitung.de
www.blindenzeitung.de

Bundesverband der Rehabilitationslehrer/ -lehrerinnen für Blinde und Sehbehinderte e. V.

c/o Ulrike Schade
Leipzig, ☎ 0341 / 4 62 64 40
vorstand@rehalehrer.de, www.rehalehrer.de

bbs nürnberg Bildungszentrum
für Blinde und Sehbehinderte
Nürnberg, ☎ 0911 / 89 67-0
patrick.temmesfeld@bbs-nuernberg.de
www.bbs-nuernberg.de

Blindenhilfswerk Berlin e. V.
Berlin, ☎ 030 / 7 92 50 31
info@blindenhilfswerk-berlin.de
www.blindenhilfswerk-berlin.de

Blindeninstitutsstiftung
Würzburg, ☎ 0931 / 20 92-0
info@blindeninstitut.de
www.blindeninstitut.de

**Bund zur Förderung
Sehbehinderter e. V.**
Düsseldorf, ☎ 0211 / 69 50 97 37
info@bfs-ev.de, www.bfs-ev.de

**Bundesverband staatlich anerkannter
Blindenwerkstätten e. V. (BsaB)**
Lübeck, ☎ 0451 / 40 15 99
n-stolte@t-online.de, www.bdsab.de

Bundesvereinigung Eltern blinder und sehbehinderter Kinder e. V.

Düren, ☎ 02421 / 92 03 97
info@bebsk.de, www.bebsk.de

Dachverband der evangelischen Blinden- und evangelischen Sehbehindertenseelsorge (DeBeSS)

als zuständiger Arbeitsbereich im GSBS e. V.
Kassel, ☎ 0561 / 72 98 71 61
buero@debess.de, www.debess.de

Deutsche Blindenstudienanstalt e. V.

Marburg, ☎ 06421 / 6 06-0
info@blista.de, www.blista.de

Deutsche Zentralbücherei für Blinde zu Leipzig → siehe Hörbüchereien

Deutscher Verein der Blinden und Sehbehinderten in Studium und Beruf e. V.

Marburg, ☎ 06421 / 9 48 88-0
info@dvbs-online.de, www.dvbs-online.de

Dt. Katholisches Blindenwerk e. V.

Bonn, ☎ 0228 / 5 59 49-29
info@dkbw-bonn.de, www.blindenwerk.de

Deutsches Taubblindenwerk gGmbH

Hannover, ☎ 0511 / 5 10 08-0
info@taubblindenwerk.de
www.taubblindenwerk.de

Esperanto-Blindenverband Deutschlands e. V.

Köln, ☎ 0221 / 24 34 96
theo.speckmann@t-online.de

Frankfurter Stiftung für Blinde und Sehbehinderte

Frankfurt a. M., ☎ 069 / 95 51 24-0
info@sbs-frankfurt.de
www.sbs-frankfurt.de

Hamburger Blindenstiftung

Hamburg, ☎ 040 / 69 46-0
info@blindenstiftung.de
www.blindenstiftung.de

Institut für Rehabilitation und Integration

Sehgeschädigter (IRIS) e.V.
Hamburg, ☎ 040 / 2 29 30 26
info@iris-hamburg.org
www.iris-hamburg.org

Interessengemeinschaft Seh- geschädigter Computernutzer e.V.

c/o Peter Brass
Berlin, ☎ 030 / 79 78 13 01
vorsitzender@iscb.de, www.iscb.de

Leben mit Usher-Syndrom e.V.

c/o Michael Gräfen
Herzogenrath, ☎ 02407 / 57 25 22
info@leben-mit-usher.de
www.leben-mit-usher.de

Mediengemeinschaft für blinde und sehbehinderte Menschen e.V. (Medibus)

Marburg, ☎ 06421 / 60 63 15
info@medibus.info, www.medibus.info

Pro Retina Deutschland e.V.

Selbsthilfevereinigung von Menschen
mit Netzhautdegenerationen
Aachen, ☎ 0241 / 87 00 18
info@pro-retina.de, www.pro-retina.de

Verband für Blinden- und Sehbehindertenpädagogik e.V.

c/o Nikolauspflge – Stiftung für blinde
und sehbehinderte Menschen
Stuttgart, ☎ 0711 / 65 64-9 02
dieter.feser@vbs.eu, www.vbs.eu

Westdeutsche Blindenhörbücherei e.V.

→ siehe Hörbüchereien

Korporative Mitglieder
des DBSV sind außerdem alle
Einrichtungen, die in der Rubrik
Berufsbildungs- und Berufs-
förderungswerke für blinde
und sehbehinderte Menschen
aufgeführt sind (außer SRH
Berufliche Rehabilitation gGmbH).



Der DBSV



Vorteile für Mitglieder

Wer Mitglied in einem Landesverein
des DBSV ist, profitiert von zahl-
reichen exklusiven Angeboten und
Vergünstigungen. Bei Vorlage der
DBSV-Karte gewähren viele DBSV-
Partner Rabatte auf ihre Produkte
und Dienstleistungen. So gibt es
Nachlässe auf Hilfsmittel, Bücher
oder Hotelübernachtungen.

Aktuelle Infos unter: [www.dbsv.org/
dbsv/mitglied-werden/dbsv-karte](http://www.dbsv.org/dbsv/mitglied-werden/dbsv-karte)

Berufsbildungswerke und Berufsförderungswerke, Hilfsmittelzentralen

bbs nürnberg Bildungszentrum
für Blinde und Sehbehinderte
Nürnberg, ☎ 0911 / 89 67-0
patrick.temmesfeld@bbs-nuernberg.de
www.bbs-nuernberg.de

**Berufsbildungswerk Stuttgart
Nikolauspflge – Stiftung für
blinde und sehbehinderte Menschen**
Stuttgart, ☎ 0711 / 65 64-1 03
bbw.stuttgart@nikolauspflge.de
www.nikolauspflge.de

Berufsförderungswerk Düren gGmbH
Zentrum für die berufliche Bildung
blinder und sehbehinderter Menschen
Düren, ☎ 02421 / 5 98-0
info@bfw-dueren.de, www.bfw-dueren.de

**Berufsförderungswerk
Halle (Saale) gGmbH**
Halle (Saale), ☎ 0345 / 13 34-0
info@bfw-halle.de, www.bfw-halle.de

Berufsförderungswerk Mainz
Zentrum für Physikalische Therapie gGmbH
Mainz, ☎ 06131 / 7 84-0
info@bfw-mainz.de, www.bfw-mainz.de

**Berufsförderungswerk
Würzburg gGmbH**
Veitshöchheim, ☎ 0931 / 90 01-0
info@bfw-wuerzburg.de
www.bfw-wuerzburg.de

LWL – Berufsbildungswerk Soest
Förderzentrum für blinde
und sehbehinderte Menschen
Soest, ☎ 02921 / 6 84-0
bbw-soest@lwl.org, www.lwl-bbw-soest.de

RES-IT Ausbildungen an der blista e.V.
Marburg, ☎ 06421 / 1 21 39
it-ausbildung@blista.de, www.blista.de

**SFZ Berufsbildungswerk
für Blinde und Sehbehinderte
Chemnitz gGmbH**
Chemnitz, ☎ 0371 / 33 44-0
zentrale@sfz-chemnitz.de
www.sfz-chemnitz.de

**SRH Berufliche
Rehabilitation gGmbH**
Heidelberg, ☎ 06221 / 88-0
info@bfw.srh.de, www.bfw-heidelberg.de

Hilfsmittelzentralen

**Deutscher Hilfsmittelvertrieb
gGmbH (DHV)**
info@deutscherhilfsmittelvertrieb.de
www.deutscherhilfsmittelvertrieb.de

Verkauf Hannover: ☎ 0511 / 9 54 65-0
Verkauf blista Marburg: ☎ 06421 / 60 60

**Landeshilfsmittelzentrum für Blinde
und Sehbehinderte Sachsen (LHZ)**

☎ 0351 / 8 09 06-24
lhz@bsv-sachsen.de, www.lhz-sachsen.de

Einige Landesvereine
unterhalten eigene Hilfsmittel-
verkaufsstellen bzw.
Hilfsmittelausstellungen.



Kur- und Erholungseinrichtungen

AURA-Hotel Timmendorfer Strand

Timmendorfer Strand, ☎ 04503 / 60 02-0
 info@aura-timmendorf.de
 www.aura-timmendorf.de

AURA-Hotel „Ostseeperlen“ Boltenhagen

Boltenhagen, ☎ 038825 / 3 70-0
 ostseeperlen@t-online.de
 www.ostseeperlen.de

AURA-Hotel Saulgrub

Saulgrub, ☎ 08845 / 99-0
 aura-hotel@bbsb.org
 www.aura-hotel.de

AURA-Pension Georgenthal

Georgenthal, ☎ 036253 / 3 05-0
 info@aura-pension-georgenthal.de
 www.aura-pension-thueringen.de

AURA-Pension „Villa Rochsburg“

Lunzenau, ☎ 037383 / 83 80-0
 villa@bsv-sachsen.de,
 www.villa-rochsburg.de

AURA-Pension „Brockenblick“

Wernigerode, ☎ 03943 / 26 21-0
 info@aurapension.de, www.aurapension.de

AURA Zentrum gGmbH Bad Meinberg

Bad Meinberg, ☎ 05234 / 9 04-0
 info@aura-zentrum.de,
 www.aura-zentrum.de

Einige Landesvereine bieten für ihre Mitglieder auch Ferienwohnungen bzw. Bungalows an.



Der DBSV

Akustische Reise durch die Blinden- und Sehbehindertenselbsthilfe

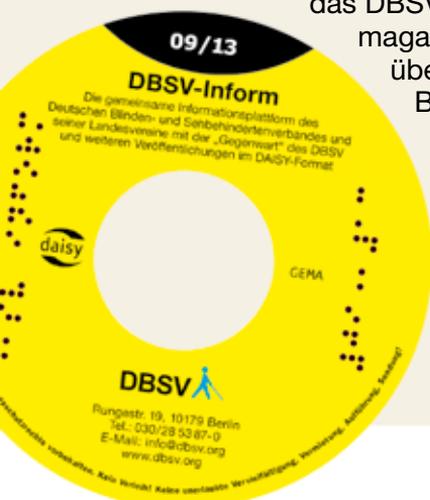
Einmal quer durch Deutschland hören – das geht nur mit DBSV-Inform. Auf der monatlichen DAISY-CD informiert das DBSV-Mitglieder-magazin „Gegenwart“ über Neues aus der Behindertenpolitik und Verbandsarbeit, spannt den Bogen von Recht über Rehabilitation bis zu Beruf und Freizeit, bietet

zahlreiche Veranstaltungstipps und lässt Betroffene zu Wort kommen. Daneben laden die Landesvereine mit ihren Publikationen zum Querhören ein.

Und das Beste: Inhaber der DBSV-Karte erhalten DBSV-Inform kostenfrei (Nichtmitglieder zahlen 44 Euro jährlich).

Weitere Infos unter: www.dbsv.org/dbsv/zeitschriften/dbsv-inform

Nähere Informationen zu DBSV-Inform, zur DBSV-Karte sowie Bestellung von DBSV-Broschüren unter der Rufnummer 01805 / 66 64 56 (0,14 Euro/Min. aus dem Festnetz / Mobilfunk max. 0,42 Euro/Min.).



Hörbüchereien

Bayerische Blindenhörbücherei e.V.

München, ☎ 089/12 15 51-0
info@bbh-ev.org, www.bbh-ev.org

Berliner Blindenhörbücherei gGmbH

Berlin, ☎ 030/82 63 111
info@berliner-hoerbuecherei.de
www.berliner-hoerbuecherei.de

Deutsche Blinden-Bibliothek in der Deutschen Blindenstudienanstalt e.V.

Marburg, ☎ 06421/6 06-0
Hörer- und Leserbetreuung: 06421/6 06-0
info@blista.de, www.blista.de

Deutsche Katholische Blindenbücherei gGmbH

Bonn, ☎ 0228/5 59 49-0
info@blindenbuechereibonn.de
www.blindenbuechereibonn.de

Deutsche Zentralbücherei für Blinde zu Leipzig (DZB)

Leipzig, ☎ 0341/71 13-0
info@dzb.de, www.dzb.de

Norddeutsche Blindenhörbücherei e.V.

Hamburg, ☎ 040/22 72 86-0
nbh@blindenbuecherei.de
www.blindenbuecherei.de

Stimme der Hoffnung e.V. Blindenhörbücherei

Alsbach-Hähnlein, ☎ 06257/5 06 53-35
bhb@stimme-der-hoffnung.de
www.blindenhoer-buecherei.de

Westdeutsche Blindenhörbücherei e.V.

Münster, ☎ 0251/71 99 01
wbh@wbh-online.de, www.wbh-online.de

Weitere Einrichtungen und Organisationen

Bund der Kriegsblinden Deutschlands e.V.

Diedorf-Anhausen, ☎ 08238/9 67 63 76
info@kriegsblindenbund.de
www.kriegsblindenbund.de

Literatur zum Blindenwesen (aidos) in der blista e.V.

Marburg, ☎ 06421/6 06-3 11
aidos@blista.de, www.blista.de

NOAH Albinismus Selbsthilfegruppe e.V.

Stuttgart, ☎ 0700/25 24 64 76 87
info@albinismus.de, www.albinismus.de

Reha-Beratungszentrum der blista e.V.

Marburg, ☎ 06421/6 06-0,
Durchwahl -511
rehabberatung@blista.de, www.blista.de

Stiftung Centralbibliothek für Blinde

Hamburg, ☎ 040/22 72 86-0
info@blindenbuecherei.de
www.blindenbuecherei.de

Taubblindendienst e.V., Fachverband

im Diakonischen Werk der EKD
Radeberg, ☎ 03528/43 97-0
info@taubblindendienst.de
www.taubblindendienst.de

Verein für Blindenwohlfahrt Neukloster e.V.

Neukloster, ☎ 038422/30-0
info@rehazentrum-neukloster.de
www.rehazentrum-neukloster.de

Wissenschaftliche Bibliothek der DZB Leipzig (WBB)

Leipzig, ☎ 0341/71 13-1 15
info@dzb.de, www.dzb.de

Die Blindenstiftung Deutschland – errichtet für die Ewigkeit

Die Blindenstiftung Deutschland ist eine rechtsfähige, unter staatlicher Aufsicht stehende Stiftung mit Sitz in Berlin. Sie ist für die Ewigkeit angelegt. Nicht das Stiftungsvermögen selbst wird zur Förderung von Projekten für blinde und sehbehinderte Menschen verwendet, sondern ausschließlich die Erträge des Stiftungsvermögens, seien es Zinsen, Dividenden oder Mieteinnahmen.

Wie können Sie die Arbeit der Blindenstiftung Deutschland unterstützen?

Das Stiftungsvermögen der Blindenstiftung wird nicht von einer einzigen Stifterpersönlichkeit, sondern von einer Vielzahl von Personen aufgebracht. Man muss also kein Millionär sein, um bei dem Aufbau des Stiftungsvermögens mitzuhelfen. Jeder Betrag hilft und ist willkommen, ob als finanzieller Beitrag oder in Form von Wertpapieren, Grundstücken oder anderen Vermögenswerten.

Ihre Namensstiftung

Die Blindenstiftung Deutschland bietet eine besondere Möglichkeit für Stifterpersönlichkeiten, die ihre im Laufe des Lebens geschaffenen Werte auf Dauer und damit über ihren Tod hinaus bewahren und gleichzeitig blinde und sehbehinderte Menschen unterstützen möchten. So ist die Errichtung einer Namensstiftung für blinde und sehbehinderte Menschen unter dem Dach der Blindenstiftung Deutschland möglich. Dadurch bleiben die Erträge aus den übertragenen Werten dauerhaft mit der Person des Gebenden oder einer von ihm gewählten Person (z. B. dem Ehegatten) verbunden. Bei jedem Projekt, das aus diesen Mitteln gefördert wird, erfährt die damit verbundene Person eine Ehrung (z. B. „gefördert durch den Lore und Edmund Schneider Fonds“, den ersten Namensfonds der Blindenstiftung Deutschland).

Schenkungen, Erbschaften und das Finanzamt

Die Blindenstiftung Deutschland ist vom zuständigen Finanzamt Berlin als gemeinnützig anerkannt und von der Schenkungs- und Erbschaftssteuer befreit. Eine Zuwendung an die Blindenstiftung Deutschland kommt ohne Abzug den Projekten für blinde und sehbehinderte Menschen zugute.

Zuwendungen im Sinne von Spenden zur zeitnahen Förderung der steuerbegünstigten Zwecke der Blindenstiftung können dabei bis zu 20 Prozent des Gesamtbetrages der Einkünfte im Rahmen der Einkommensteuer als Sonderausgaben abgezogen werden. Spenden, die über diesen Betrag hinausgehen, sind steuerlich nicht verloren. Sie können im Rahmen des Höchstbetrages von 20 Prozent des Gesamtbetrages der Einkünfte in den folgenden Jahren das steuerliche Einkommen und damit die Steuerschuld mindern.

Zusätzlich können Zustiftungen in den Vermögensstamm der Blindenstiftung – zum Beispiel zur Errichtung einer Namensstiftung – steuermindernd geltend gemacht werden, und zwar bis zu einem Gesamtwert von einer Million Euro; bei Bedarf verteilt über 10 Jahre. Diese seit 2007 geltende Regelung macht jetzt auch die nachhaltige Förderung von Stiftungen steuerlich interessant.

Kompetente Beratung in allen Fragen rund um die Stiftung

Die Vorstandsmitglieder der Blindenstiftung Deutschland stellen Ihnen ihre Kompetenz und ihre Erfahrung im Bereich der Unterstützung gemeinnütziger Vereine und Stiftungen gern zur Verfügung. Sie beraten individuell und vertraulich über die einzelnen Ziele und Projekte der Blindenstiftung sowie die verschiedenen Möglichkeiten der Unterstützung. Zögern Sie nicht, Kontakt aufzunehmen. Fordern Sie auch unsere Broschüre und unsere Projektbeschreibungen an.

Blindenstiftung Deutschland
Andreas Bethke (stellv. Vorsitzender)
Rungestraße 19, 10179 Berlin
Tel.: (030) 28 53 87-180, Fax: (030) 28 53 87-200
info@blindenstiftung.info, www.dbsv.org/stiften

Stiftungskonto: Deutsche Bank Berlin,
Konto-Nr.: 015 803 001, BLZ: 100 700 00



**Blindenstiftung
Deutschland**

Deutscher Blinden- und Sehbehindertenverband e. V.

Rungestraße 19, 10179 Berlin

☎ 030 / 28 53 87-0

📠 030 / 28 53 87-200

info@dbsv.org, www.dbsv.org

Rat und Hilfe

erhalten blinde und sehbehinderte Menschen
unter der bundesweiten Rufnummer

01805 – 666 456

0,14 €/Min. aus dem Festnetz,
Mobilfunk max. 0,42 €/Min.

